

**Pädagogisches Zentrum
Rheinland-Pfalz
Bad Kreuznach**



PZ-Information 7/2002

Der historisch-geografische Rhein

Beiträge für
die Sekundarstufen I und II

Bad Kreuznach 2002

Inhalt

	Seite
Didaktische Einleitung <i>(Manfred Koschig)</i>	1
Burgenbau und Burgenleben am Beispiel Sterrenbergs und Liebensteins <i>(Winfried Monschauer)</i>	3
Die Entwicklung eines rheinischen Industriereviere am Beispiel Ludwigshafen <i>(Volker Schult)</i>	23
Tunnelportale im Rheintal als Dokumente des Konflikts zwischen Rheinromantik und Verkehrserschließung <i>(Wolfgang Bickel)</i>	51
Der Rheindurchbruch bei Bingen - Eine Arbeitsexkursion <i>(Volker Wilhelmi)</i>	65
Der „möblierte Mensch“ am Rhein: Kitsch und Massenkultur <i>(Werner Nell)</i>	81

Manfred Koschig

Didaktische Einleitung

Der Rhein spiegelt - manchmal als Grenze und manchmal als Brücke - in weiten Teilen die Geschichte Deutschlands und Europas wider.

Das Aufeinandertreffen von Kelten, Römern und Germanen am Rhein und die Funktion des Rheins als wirtschaftliche, kulturelle und politische „Achse“ im Mittelalter zeigen zudem, dass das verbindende Element lange Zeit überwog. Römische Städte, karolingische Gutshöfe, romanische und gotische Kirchen sind sichtbare Überreste gemeinsamer Wurzeln.

Das wechselseitige Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich vor allem seit der Zeit des Absolutismus machte den Rhein vorübergehend zur Konfliktlinie. Er spielte für die Sicherheits- und Militärpolitik Deutschlands und Frankreichs eine Schlüsselrolle, und Réunionskriege, Revolutionskriege, Befreiungskriege machten den Rhein vorübergehend zum überfrachteten nationalen Symbol.

Andererseits zeigt die Geschichte des Rheins im 20. Jahrhundert eindrucksvoll die Entwicklung von machtpolitischer Konfrontation zu internationaler Kooperation und europäischer Integration der Gegenwart auf. Der Rhein wird jetzt zum Symbol für Europa, und die grenzüberschreitende intensive wirtschaftliche und politische Zusammenarbeit der Rheinanliegerstaaten kann als Vorbild für das Funktionieren europäischer Politik und für künftige Schritte zur Weiterentwicklung Europas angesehen werden.

Für den Unterricht der Schulen ergeben sich analog zur historischen, ökonomischen und kulturellen Bedeutung des Rheins für Deutschland und Europa zahlreiche Lehrplanbezüge vor allem in den Fächern Geschichte und Gesellschaftslehre.

Exemplarisch werden folgende Themen bzw. Stoffbereiche aus diesen Lehrplänen besonders hervorgehoben:

(vgl. Lehrplan Geschichte, Hauptschule, Realschule, Gymnasium, Regionale Schule, Lehrplan Gesellschaftslehre und Lehrplan Gemeinschaftskunde S II)

- **Vor- und Frühgeschichte**
(z.B. Der Rhein als Verkehrsweg, der den Norden Europas mit dem Süden verbindet)
- **Römer und Germanen**
(z.B. Römer am Rhein, Limes, römische Gutshöfe, Bauwesen, Städtegründungen)
- **Gesellschaft und Wirtschaft im Mittelalter**
(z.B. Burgen am Rhein, Kaiserstädte, Handelswege)
- **Frankreich und Deutschland in der frühen Neuzeit**
(z.B. Dreißigjähriger Krieg, Pfälzischer Erbfolgekrieg, Mainzer Republik, Hambacher Fest, Rheinbund, Separatisten)
- **Europa auf dem Weg zur Einheit**
(z.B. Der rheinland-pfälzische Raum in historischer Zeit, als Bundesland, als Kernland in der Mitte Europas; Längsschnitt von den fränkischen Reichsteilungen bis zur französischen Besatzungszone)

Die Veröffentlichungen des Pädagogischen Zentrums zum Themenbereich „Rhein“ erfolgen im Rahmen eines längerfristigen Projekts „Region und Unterricht“. Dadurch soll ein Beitrag zu einer verstärkten Berücksichtigung regionaler und lokaler Themen in der didaktischen Diskussion und im Unterricht der Schulen geleistet werden. Erkenntnissen der Lernpsychologie folgend, hat die Erschließung regionaler und lokaler Themen das Ziel, den unmittelbaren Erfahrungsbereich der Schülerinnen und Schüler für einen anschaulichen und handlungsorientierten Unterricht zu nutzen.

In diesem Zusammenhang bietet sich eine besondere Berücksichtigung der Thematik „Rhein“ auch aus aktuellem Anlass an: Die Landesregierungen von Rheinland-Pfalz und Hessen beantragen gegenwärtig die Aufnahme der Kulturlandschaft Mittelrheintal in die Welterbeliste der UNESCO als weltweit herausragendes Beispiel einer Landschaft mit bedeutsamen Zeugnissen der Kunst, Geschichte und einzigartiger Symbiose von Kultur- und Naturlandschaft (vgl.: Der Regierungsbeauftragte für das Anerkennungsverfahren des UNESCO-Welterbe Mittelrheintal (Hg.): Kulturlandschaft Mittelrheintal von Bingen/Rüdesheim bis Koblenz. Mainz 2001).

Die didaktische und methodische Aufbereitung durch das Pädagogische Zentrum erfolgt in insgesamt vier Veröffentlichungen:

- **Der Rhein in der Antike**

Dieser Band ist bereits als PZ-Information 20/99 veröffentlicht. Er enthält Ausarbeitungen und Materialien zur keltischen Zeit und zur Eroberung der Gebiete am Rhein durch die Römer, zur römischen Zivilisation, zum Leben in der Spätantike und zur römischen Flotte auf dem Rhein.

- **Der „sagenhafte“ Rhein**

Dieser Band ist als PZ-Information 15/2001 ebenfalls bereits erschienen. Die hier zusammengetragenen Beiträge machen ausgewählte Sagen zu Ausgangspunkten historischer Betrachtungen. Sie zeigen Möglichkeiten auf, wie der Sachunterricht in der Grundschule berücksichtigt und wie in den Sekundarstufen I und II fachübergreifendes Arbeiten besonders in Geschichte, Bildender Kunst, Musik und Deutsch durchgeführt werden kann.

- **Der historisch-geografische Rhein**

In diesem hier vorliegenden Band wird einleitend das Thema Burgen am Rhein aufgegriffen. Die Entwicklung des Industriereviers Ludwigshafen und die Entstehung des Eisenbahnnetzes am Rhein werden anschließend exemplarisch erörtert. Der Rheindurchbruch bei Bingen als bedeutsames geologisches Phänomen und touristische Aspekte der Gegenwart werden ebenfalls beschrieben. Alle Beiträge verstehen sich als Ausarbeitungen für die Unterrichtspraxis.

- **Der „mythische“ Rhein**

Im Mittelpunkt dieses Heftes wird ein fächerübergreifendes Projekt der Fächer Deutsch, Bildende Kunst und Musik stehen, das den Rhein als Kristallisationspunkt zahlreicher Mythen zum Thema hat. Dabei wird vor allem aufgezeigt, wie der Rhein, personifiziert als „Vater Rhein“, zum nationalen Bedeutungsträger stilisiert wurde und als patriotische Metapher gedient hat. Der Druck dieses Heftes wird zur Zeit vorbereitet.

Außerdem erschien als *PZ-Information 32/2000 Der Rhein - Das Rheintal als Durchgangsregion*, Handreichung zum Lehrplan Gesellschaftslehre an Integrierten Gesamtschulen. In dieser Arbeit bilden ausgewählte Aspekte der Geschichte des Rheins, Rheinromantik, Schiffe auf dem Rhein, Umweltschutz und Berufe am Rhein die inhaltlichen Schwerpunkte, und für die unterrichtliche Umsetzung wird die Methode der Internet-Recherche empfohlen.

Winfried Monschauer

Burgenbau und Burgenleben am Beispiel Sterrenbergs und Liebensteins



1. Fachwissenschaftliche Bemerkungen

Burgen sind die zu Stein gewordenen Zeugnisse geschichtlicher Machtverhältnisse. Der Mittelrhein, an dem sich das Reich, die Erzbischöfe von Trier, Mainz und Köln, die Pfalzgrafen bei Rhein und die Grafen von Katzenelnbogen als konkurrierende Mächte gegenüberstanden, bot beste Voraussetzungen zum Burgenbau.

Burgen dienten so zunächst der Herrschaftsbildung, besaßen darüber hinaus auch herrschaftsstabilisierende Funktion. Mit dem Ausbau der Territorialherrschaften avancierten die Burgen entweder zu Mittelpunkten von Adelherrschaften oder landesherrlichen Ämtern.

Auf Grund der vorgefundenen geologischen Gegebenheiten wurde die Höhenburg zum vorherrschenden Burgentyp am Mittelrhein. Ihre Einrichtung an schwer zugänglichen, möglichst von drei Seiten sturmfreien und weithin sichtbaren Stellen hatte militärische, wirtschaftliche und soziale Gründe. Die Kontrolle der Wirtschaftswege zu Wasser und zu Land (Zoll, Geleit) erschloss lukrative Einnahmequellen. Die Höhenlage war sichtbarer Ausdruck der wachsenden gesellschaftlichen Distanz zwischen Adel (oben) und Untertanen (unten).

1.1 Burgenbau

Für die Burgen gilt das gleiche wie für andere Profan- oder Sakralbauten: So lange sie bewohnt oder benutzt wurden, nahmen Menschen Veränderungen an ihnen vor, so dass wir sie als gewachsenen Baukörper begreifen sollten.

Der Grundfrage nach dem Träger des Burgenbaurechts muss die Klärung des Begriffes „Befestigung“ vorausgehen. Laut Sachsenspiegel (um 1230) fielen darunter:

- Gräben, die so tief waren, dass man Erde nicht mehr frei (ohne einen Schemel) heraus-schaufeln konnte
- Mauern und Palisaden, die so hoch waren, dass ein Ritter nicht mehr darauf greifen konnte
- Gebäude mit Eingängen, die höher als ein Knie über der Erde lagen
- Gebäude mit einer Höhe von mehr als drei Geschossen oder mit Zinnen, Wehrgängen und Schießscharten

Das Recht, den Bau von Burgen zu gestatten, ursprünglich ein Regal, befand sich bereits zu Beginn des 13. Jahrhunderts in den Händen der Grafen:

„Man en muz ouch keine Burg bowen noch stat verstenen mit planken noch mit muren noch berg noch werder¹ noch turme binnen dorfe ane des landes richteren orlop“
(Sachsenspiegel).

Das gräfliche Gericht fungierte also als Lizenzgeber. Die zum Bau einer Burg benötigten Dienste nannte man Burgwerk oder Burgfron:

- Bereitstellung von Karren und Wagen mit Bespannung
- Materialtransport von Steinen und Holz
- Holzhauen
- Steinbrechen
- Bedienung der Fördergeräte und der übrigen Baustelleneinrichtung
- Erdarbeiten
- Vermauern von Bruchsteinen sowie das Verputzen und Bemalen der Bruchsteinmauern.

(Arbeitsblätter M 1 - M 3)

¹ Gräben

Der Sachsenspiegel nennt auch gleichzeitig die Fälle, bei denen eine Burg wegen Rechtsverletzung „im Urteil“ gebrochen wird:

- Erhält ein Friedbrecher oder Geächteter länger als eine Nacht in der Burg Aufnahme und liefert ihn der Burgherr trotz Aufforderung des Richters nicht aus, wird die Burg geächtet.
- Wird der Gesuchte weitere sechs Wochen und einen Tag geschützt, werden alle Personen auf der Burg geächtet.
- Stellen sich die Leute der Burg nicht innerhalb einer zweiten Frist von sechs Wochen und einem Tag dem Gericht, hat der Richter die Burg zu belagern. Bringt er sie in seine Gewalt, dann hat er den rechtskräftigen Abbruch zu vollziehen.
- Anschuldigungen, die Burg habe Raubgut aufgenommen: Bestreitet der Burgherr diesen Vorwurf, so hat er die Möglichkeit, sich durch Eid (mit Eideshelfern) oder durch Zweikampf zu rechtfertigen. Konnte man aber dem auf die Burg gebrachten Raubgut nachfolgen und gibt es der Burgherr trotz Aufforderung des Richter nicht heraus, so hat der Richter die Burg zu ächten und ebenso vorzugehen, wie wenn Friedbrecher nicht ausgeliefert werden (Burg Reichenstein, 1253 und 1282; Burg Sooneck 1282).
- Vollzug: Wenn der Richter mit einem Beil dreimal gegen die Burg schlägt, haben die Eingesessenen des Gerichtsbezirks sie mit Äxten einzureißen und dem Erdboden gleichzumachen. Auch die Gräben und Wälle sind mit Schaufeln einzuebnen. Doch darf die Burg weder angezündet, noch dürfen Balken, Steine oder andere Gegenstände weggeschafft werden.
- Eine auf Grund eines Gerichtsurteils geschleifte Burg darf mit Zustimmung des Richters wiederaufgebaut werden.

1.2 Das Leben auf der Burg

Die Bauweise einer Burg wurde in erster Linie von militärischen Gesichtspunkten bestimmt. Aus Sicherheitsgründen mussten die zur Angriffsseite gelegenen Fenster klein gehalten werden, so dass es in den Räumen recht dunkel gewesen sein muss. Künstliche Beleuchtung gab es in Form von Öllämpchen und Fackeln, die weder helles noch gleichmäßiges Licht spendeten. Dafür qualmten sie und schwärzten die Wände und Decken ebenso wie die offenen Kamine, die die oft großen Räume nur in unmittelbarer Nähe der Feuerstelle erwärmen konnten, während diejenigen, die weiter wegsaßen, sich mit Fellen oder Decken gegen die Kälte schützen mussten. Außerdem zog es entsetzlich durch die Fensteröffnung, denn Glas stand im Mittelalter noch nicht in größerem Umfang zur Verfügung und war dazu noch sehr teuer. Daher verschloss man die Fenster mit Holzläden und verstopfte die Ritzen mit Stroh oder spannte Tierhäute in die Öffnungen. Man hatte also die Wahl zwischen Dunkelheit und Kälte.

Schlafzimmer entstanden auf Burgen erst im 13. Jahrhundert. Die Betten besaßen einen Himmel und schwere Vorhänge, die, ebenso wie zahlreiche Felle und Decken, vor Kälte schützen sollten. Nachtgewänder kannte man im Mittelalter nicht.

Kleidung bewahrte man in Truhen auf, Schränke - abgesehen von eingebauten, meist kleinen Wandschränken - wurden erst im 16. Jahrhundert gebräuchlich.

Im Burghof befanden sich die in der Regel heute nicht mehr vorhandenen Getreidespeicher und Ställe für das Vieh. Hier legte man Brunnen oder Zisternen an, um die, besonders im Falle einer Belagerung, lebenswichtige Wasserversorgung zu sichern. Die Küchen besaßen einen gemauerten Herd und einen Abzug mit einer Hale mit Einkerbungen, so dass man, um den Kochvorgang zu beschleunigen, „einen Zahn zulegen konnte“. Zu den wichtigsten Aufgaben der Burgeküche gehörte die Konservierung der Lebensmittel für den Wintervorrat: Kohl wurde eingesalzen, Milch zu Käse verarbeitet und Fleisch und Wurst gepökelt oder

geräuchert. Da man zu wenig Futter für den Winter hatte, schlachtete man, bis auf wenige zur Aufzucht benötigte Exemplare, im Herbst die Haustiere. Frischfleisch erhielt man so nur durch die Jagd, die ein adeliges Privileg war.

Wein, aus den eigenen, bis an die Ringmauer reichenden Weinbergen gewonnen, bildete das Hauptgetränk der Ritter. Bei Festessen wurde die fertig gedeckte Tafel in den Saal des Palastgebäudes hereingetragen und auf Schragen abgesetzt, und nach Beendigung des meist aus mehreren Gängen bestehenden Mahles hob das Gesinde die Tafel einfach wieder auf.

Die Ritterfamilie vergnügte sich mit verschiedenen Spielen, wobei das Würfelspiel als Sünde, das Schachspiel schon damals als königliches Spiel galt, da es am wenigsten vom Glück abhängig war. Sehr beliebt war auch das Trictrac-Spiel, heut unter dem Namen Backgammon bekannt, und das Blindekuhspiel, besonders in Gegenwart schöner Damen.

(s. Arbeitsblätter M 4 - M 7)

1.3 Burg Sterrenberg

Zum ersten Mal namentlich erwähnt wird das „castrium Sterrenberg“ im Lehenbuch Werners II. von Bolanden, der es 1190 unter seinen Reichslehen aufzählt. Der Zoll zu Bornhofen und andere, nicht näher bezeichnete Einkünfte gehörten zum Reichslehen Sterrenberg.

Vier Zollbefreiungsurkunden für den Deutschen Orden (1247), Kloster Altenberg (1249) und Kloster Eberbach (1258, 1263) belegen die Bedeutung der Zollstätte Bornhofen/Sterrenberg. Das Zollrecht, ehemals in Königshand, dürfte von den Reichsministerialen von Bolanden, Truchsesse des Reiches, vielfach missbraucht worden sein, was die teilweise Zerstörung der Burg im Jahre 1249 durch König Wilhelm von Holland erklärbar machen würde.

Neben der Überwachung der Zollstätte Bornhofen erfüllte die Reichsburg Sterrenberg während des 12. und 13. Jahrhunderts die Funktion der Sicherung des zum Fiskus Boppard gehörenden rechtsrheinischen Rechtsgutsbezirks.

Nach dem Aussterben der Bolanden Ende des 13. Jahrhunderts gelangten die Grafen von Katzenelnbogen in Form einer Reichspfandschaft in den Besitz einer Burghälfte. Die zweite Hälfte Sterrenbergs wird 1320 als „*von alters her dem Stift Trier zugehörig*“ bezeichnet. Am 26. Juni 1310 teilte König Heinrich VII. dem Grafen Diether von Katzenelnbogen mit, dass er Erzbischof Balduin, seinen Bruder, ermächtigt habe, in seinem Namen den Teil der Burg Sterrenberg mit allen Rechten, der dem Grafen von König Heinrichs Vorgängern im Reich verpfändet worden ist, wiedereinzulösen. Er befiehlt daher dem Grafen, die Verpfändungsurkunde, falls er eine solche besitze, auszuliefern, mit dem Betrag, der ihm im Auftrag des Erzbischofs gezahlt wird, zufrieden zu sein und den verpfändeten Teil der Burg dem Erzbischof oder seinen Boten zu übergeben. 1320 vermehrte König Ludwig dem Erzbischof Balduin die Pfandschaft über Boppard, Wesel, die Vogtei Hirzenach und das Gallscheider Gericht sowie die Hälfte Sterrenbergs, dessen andere Hälfte des Erzstifts Trier schon eine Weile in freier Verfügungsgewalt besessen habe. Somit avancierte Sterrenberg zum Verwaltungsmittelpunkt des kurtrierischen Amtes Sterrenberg/Hirzenach, welches neben Niederhirzenach und Rheinbay die rechtsrheinischen Orte Filsen, Kamp, Bornhofen, Ehrenthal, Wellmich, Kestert, Lykershausen, Prath und Dahlheim umfasste. Die Ernennung des mächtigen Ritters Heinrich Beyer von Boppard zum Erbburggrafen zu Sterrenberg im Jahre 1341 stellte einen Höhepunkt in der Geschichte der Burg dar. Bereits 50 Jahre später hatte Sterrenberg seine Bedeutung zugunsten der Ämter Boppard und Wellmich/Deurenburg (Burg Maus) eingebüßt. 1456 wird Sterrenberg bereits als „*baufällig*“ und 1568 als ein „*alt, verfallen, unbewohnt Haus*“ bezeichnet.

Die Burggrafen der kurtrierischen Amtsburg Sterrenberg verfügten in Friedenszeiten über eine nur verschwindend geringe Burgbesatzung. Wie alles, so war auch dies eine Kostenfrage: Ritter Lamprecht von Schonenburg, Burggraf zu Sterrenberg, quittierte 1358 dem kurtrierischen Kellner Reynart zu Boppard über 35 Mark und 30 Malter Korn für 7 Knechte, die Sterrenbergs ständige Wachmannschaft bildeten. Der Burggraf hatte Sorge zu tragen, dass Mannschaft, Gesinde, Pferde und Vieh wohl versorgt waren. Niederadelige Burgmannen, die ihre Burghutspflichten in der Regel vierteljährlich ableisteten, verstärkten die Burgbesatzung.

(s. Arbeitsblätter M 8 - M 10)

1.4 Burg Liebenstein

Albrecht von Lewenstein, ein natürlicher Sohn König Rudolf von Habsburg, ließ die Burg zwischen 1284 und 1290 errichten. Bereits 1294 befindet sich Liebenstein in der Hand seines Schwagers Heinrich von Sponheim, der sich allerdings im gleichen Jahr gezwungen sah, sie als Erblehen an die Brüder Enolf und Ludwig von Sterrenberg und Siegfried Schenk von Sterrenberg zu verkaufen, die 1300 ein Drittel ihres Anteils an Konrad unter den Juden von Boppard abtraten.

Bis in die Neuzeit findet sich keine Nachricht von einer Wiedereinlösung des Pfandes Liebenstein durch die Lehensherren (Sponheim/Nassau-Saarbrücken), was zu dem Schluss führt, dass alle nachfolgenden Ganerben des Hauses Liebenstein und ihre Nachkommen in verwandtschaftlicher Beziehung standen und ihren Anspruch auf das Erblehen geltend machten. Die Reduzierung der Zahl der Lehensträger bzw. der Rückfall des Lehens Liebenstein an den Lehensherrn erklärt sich dann aus dem Erlöschen dieser Familien:

- | | |
|-------------------------------|------|
| - unter den Juden von Boppard | 1391 |
| - Schenken von Liebenstein | 1423 |
| - von Liebenstein | 1637 |

Der anfangs in drei Händen sich befindliche Lehenskomplex zersplitterte sich durch mehrfache Erbteilungen, so dass 1340 die Ganerbschaft des Hauses Liebenstein bereits 10 Parteien umfasste. Die Aufsplitterung des Lehensobjektes Liebenstein hatte zur Folge, dass jeder Lehensträger Sorge trug, seinen abgegrenzten Burgbezirk durch Wehr- oder Wohnbauten zu sichern.

Ganerbenschaft:

Lebten mehrere, in der Regel miteinander verwandte Familien auf einer Burg, so nannte man den Kreis der Besitzberechtigten Ganerben (= Gemeinsame Erben) oder Gemeiner, unabhängig davon, ob es sich um eine Allodial- oder Lehenburg handelte. Rechtlich war das Zusammenleben durch sogenannte Burgfriedensverträge geregelt:

1. Der Burgfriedensbezirk wird genau umschrieben.
2. Alle Ganerben legen fest, welche Burgteile gemeinsam benutzt werden: Der Graben um die Burg, Burgtore, Zugbrücken, Schmiede, Ställe, Brunnen, Zisternen, der Bergfried, der große Wohnturm und die Kapelle.
3. Die Eidesleistung der Pförtner, Wächter und Türmer erfolgt an alle Ganerben gemeinsam.
4. Streitigkeiten innerhalb des Burgfriedensbezirks werden durch einen unabhängigen Schiedsmann geschlichtet.
5. Jährlich wird unter den Ganerben ein Baumeister bestimmt, der von jedem Gemeiner 20 Gulden erhält, die an der Burg zu verbauen sind.
6. Ein neues Burghaus kann nur mit Zustimmung der anderen Ganerben errichtet werden.
7. Keiner der Ganerben darf des anderen Feind in dem umschriebenen Burgfriedensbezirk aufnehmen.
8. Wenn einer von den Gemeinern einen Fremden aufnehmen will, muss dieser zuerst ein Aufnahmegeld (Enthaltgeld) bezahlen:

Fürst:	200 fl., 10 gute Armbrüste, 10 Bewaffnete mit Harnisch
Graf:	50 fl., 5 gute Armbrüste
Herr:	40 fl., 2 gute Armbrüste
Ritter oder Edelknecht:	6 fl., 1 gute Armbrüst

Das Aufnahmegeld ist für Bauten auf der Burg zu verwenden.

Die Burghäuser der Ganerben oder Gemeiner des Burgfriedens Liebenstein besaßen für die Mächtigen des Reiches strategischen Wert:

1346 öffneten die Edelknechte Johann unter den Juden zu Boppard, gen. von Liebenstein, Syfried von Liebenstein und Wynand von Senheim ihr Haus auf Burg Liebenstein dem Mainzer Erzbischof Heinrich III. von Virneburg und seinen Freunden im Krieg gegen den Grafen Gerlach von Nassau d.J., und jeder verpflichtete sich, dem Erzbischof mit einem Helm und zwei Harnischen gegen 200 Gulden zu dienen.

1370 gewährte Johann von Liebenstein dem Pfalzgrafen Ruprecht gegen den Grafen Walram von Sponheim Aufenthalt auf der Burg Liebenstein und bezog dafür 13 fl. Enthaltgeld.

1508 besaßen die von Liebenstein alle Anteile an der Burg. Ende des 16. Jahrhunderts wurde die Burg zugunsten des neubauten Schlosses Liebeneck aufgegeben.

2. Fachdidaktische Bemerkungen

Die Höhenburgen des Mittelrheins als Relikte der Ritterzeit haben - mit Ausnahme der Marksburg - nur als Ruinen überdauert, das gilt im gewissen Sinn auch für Stolzenfels, Burg Katz, Sooneck und Rheinstein, auch wenn sie auf Grund der Initiative des burgenfreundlichen preußischen Königshauses eine Neugestaltung in romanisierenden Formen erhielten.

Der Lehrplan Geschichte sieht nun für das 7. Schuljahr an Hauptschulen (Stoffbereich 5) bzw. an Realschulen/Gymnasien (Stoffbereich 7) jeweils auf seiner „Rechten Seite“ u.a. vor:

Burgen - Spiegel einer fernen Zeit

- Klärung der Funktionen der Burg
 - Militärische Bedeutung
 - Wohnstätte
 - Verwaltungsmittelpunkt
 - Kulturelles Zentrum
- Erkunden einer Burg der Umgebung
 - Datierungsversuche anhand der Steine
 - Architektur
 - Analyse der Grundrisse
- Nachbau eines Burgenmodells
- Vergleich der adeligen mit der ländlichen Wohnform

Der Lehrplan Gesellschaftslehre weist für den Schuljahrgang 7/8 das Thema „Burgenland Rheinland-Pfalz“ aus. Hier sollen u.a. regionalbezogene Kenntnisse über das Leben im Mittelalter erworben werden, indem z.B. das Leben auf einer Burg, die mittelalterliche Ständeordnung oder „Das Rittertum als prägende Gesellschaftsschicht. Kinder und Frauen in der Rittergesellschaft“ Unterrichtsgegenstand werden können.

Indem die Schülerinnen und Schüler sich mit dem Burgenbau, der Architektur von Burgen und dem Leben ihrer Bewohner auseinandersetzen, lernen sie vergangene Lebensformen, die heute noch bildhaft unsere Sprache beleben, kennen:

- in Harnisch geraten
- entrüstet sein
- in die Schranken treten (verweisen)
- eine Lanze einlegen (brechen)
- Stich halten; hieb- und stichfest sein, ausstechen
- mit offenem Visier kämpfen
- den Fehdehandschuh hinwerfen
- die Tafel aufheben
- einen Zahn zulegen
- auf dem hohen Ross sitzen usw.

Erfahrungsgemäß bringen die Schülerinnen und Schüler der Thematik ein lebhaftes Interesse entgegen. Allerdings ist es unbedingt notwendig, die weitgehend durch die Medien (Film, Comic) geprägten idealisierten und romantischen Vorstellungen vom Leben auf Burgen zu korrigieren und zurechtzurücken.

Medien allgemeiner Art sind zum Themenkomplex ausreichend vorhanden. Diese sollen durch auf die Region bezogene und handlungsorientierte Materialien vervollständigt werden.

3. Fachwissenschaftliche Literatur

- Avenarius, Wilhelm: Ritter und Burgen, Schlösser und Festungen. Koblenz 1996.
- Bornheim, gen. Schilling, Werner: Rheinische Höhenburgen. 3 Bände. Neuß 1964.
- Meyer, Werner und Lessing, Erich: Deutsche Burgen, deutsche Ritter. München 1976.
- Monschauer, Winfried: Die Burgen Sterrenberg und Liebenstein. Geschichte, Baubeschreibung, Sage. Oberwesel 1988.
- Piper, Otto: Burgenkunde. Bauwesen und Geschichte der Burgen. München ⁴1967.
- Satrapa-Schill, Almut: Das Leben und die Versorgung auf mittelalterlichen Höhenburgen. Diss T.H. Stuttgart 1978.

4. Fachdidaktische Literatur

- Bausteine Grundschule: Leben auf der Burg 4/1988.
- Leben auf der Burg. Handlungsorientierter Unterricht mit Medien zur mittelalterlichen Geschichte in Klasse 8. Hrsg. vom Landesmedienzentrum Rheinland-Pfalz. Koblenz 1996.

5. Literatur für die Hand der Schülerinnen und Schüler (Klassenbibliothek)

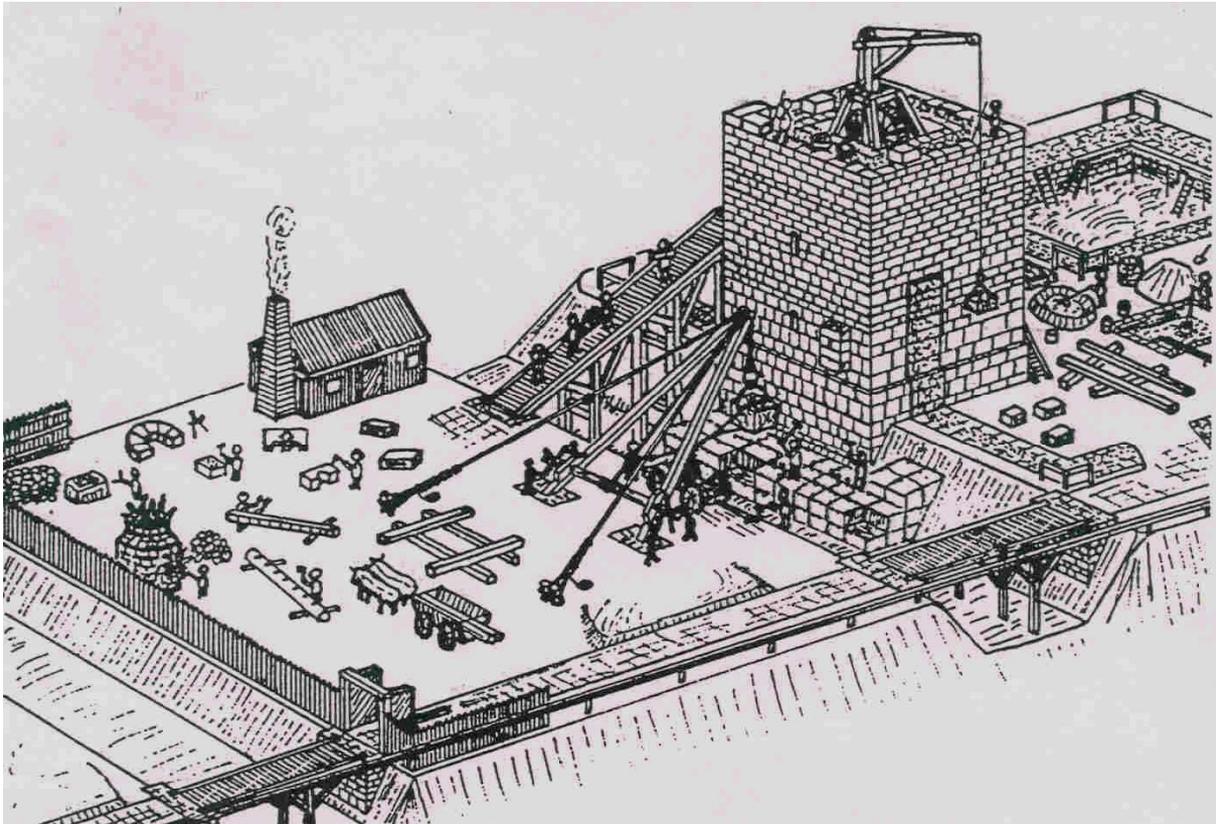
- Bringer, Claudia: Der Ritter von der Drachenburg. Zürich und München 1988.
- Brochard, Philippe: So lebten sie in den Burgen des Mittelalters. Hamburg o.J.
- Farre, Marie: Stolze Burgen, edle Ritter. Ravensburg 1986.
- Macaulay, David: Es stand einst eine Burg. Zürich und München 1978.
- Miquel, Pierre: So lebten sie zur Zeit der Ritter und Burgen. Hamburg 1979.
- Monschauer, Winfried: Ritter und Burgen. Differix-Klassenbibliothek. Berlin 1997.
- Pleticha, Heinrich: Ritter, Burgen und Turniere. Würzburg ⁶1977.
- Thadden, Wiebke von: Philipp zwischen Kaiser und König. Ein Ritterleben zur Stauferzeit. München ³1991.
- Unstead, R.J. (Hrsg.): Eine mittelalterliche Burg. Esslingen 1977.
- CD-ROM: Burgen am Rhein von Mainz bis Koblenz. 1995.

Die Burgen Sterrenberg und Liebenstein über 56341 Kamp-Bornhofen sind mit dem Auto (B 42), der Bahn, dem Schiff (KD) und über den Lokalbootverkehr zu erreichen. Von Bornhofen aus führt die K 103 bis unmittelbar vor die Burgen. Parkmöglichkeiten sind vorhanden. Besichtigung von April bis Oktober.

6. Arbeitsblätter

Burgenbau um 1230

M 1



Schau dich auf der Baustelle um und markiere mit Zahlen:

- | | |
|-----------------------------------|---|
| 1. Bergfried | 7. Schräge Ebene zum Lastentransport |
| 2. Tretrad-Kran | 8. Innerer Burggraben als Steinbruch |
| 3. Keller des Wohngebäudes | 9. Burggraben der Vorburg |
| 4. Wasserleitung zur Zisterne | 10. Bauhütte“ der Steinmetze |
| 5. Sandgrube zum Kalklöschen | 11. Kalkofen |
| 6. Bottich zum Mischen von Mörtel | 12. Wippkran zum Aufladen der Felsstücke aus dem Burggraben |

Arbeitsaufgaben zu M 2: Grundriss der Burg Sterrenberg

M 3

1. Kennzeichne „Hauptburg“ [A] und „Vorburg“ [B]!
2. Zeichne in den Plan der Burg Sterrenberg ein:
 - die romanische Mantelmauer (Ansicht v.S.) ①
 - die romanische Mantelmauer (Ansicht v.O.) ②
3. An die gotische Mantelmauer^③ schloss sich früher ein Gebäude für die Burgmannen an. Du erkennst dies an den beiden Kaminen, den Pfostenlöchern und der Schlupfpforte. Wie könnte das Haus ausgesehen haben? Zeichne es in den Grundriss ein!



4. Zu welchem Gebäudeteil gehörte wohl dieser in Basalt gehauene Kopf? Begründe!



5. Den Brunnen, den man 1923 bei Aufräumarbeiten fand und 1978 aufmauerte, vergaß der Zeichner in den Plan einzuzeichnen. Trage ihn nach!

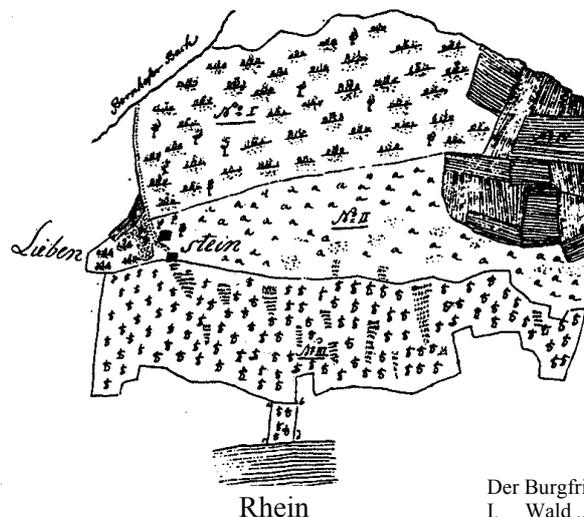
Das Leben auf den Burgen (Ulrich von Hutten, 1518)

M 4

Die Leute, von denen wir unseren Unterhalt beziehen, sind ganz arme Bauern, denen wir unsere *Äcker, Weinberge, Wiesen und Wälder* verpachten. Der Ertrag daraus ist im Verhältnis zu den darauf verwandten Mühen sehr gering, aber man sorgt und plagt sich, daß er möglichst groß werde, denn wir müssen äußerst umsichtige Wirtschaftler sein. Wir dienen dann auch einem Fürsten, von dem wir Schutz erhoffen. Sowie ich nur einen Fuß aus dem Haus setze, droht Gefahr, daß ich auf Leute stoße, mit denen der Fürst Fehden hat und diese mich anfallen und gefangen wegführen. Habe ich Pech, so kann ich die Hälfte meines Vermögens als Lösegeld darangeben, und so wendet sich mir der erhoffte Schutz zum Trutz. Wir halten uns deshalb Pferde und kaufen uns Waffen, umgeben uns auch mit einer zahlreichen Gefolgschaft, was alles ein schweres Geld kostet. Dabei können wir dann keine zwei Äcker lang unbewaffnet gehen; wir dürfen keinen Bauernhof ohne Waffen besuchen, bei *Jagd* und *Fischfang* müssen wir eisengepanzert sein.

Steht eine Burg auf einem Berge oder in der Ebene, auf jeden Fall ist nicht für die Behaglichkeit, sondern zur Wehr erbaut, mit Gräben und Wall umgeben, innen von bedrückender Enge, zusammengepfercht mit Vieh- und Pferdeställen, dunkle Kammern vollgepfropft mit schweren Büchsen, Pech und Schwefel und allem übrigen Waffen- und Kriegsgeschütz. Überall stinkt das Schießpulver, und der Duft der Hunde und ihres Unrates ist auch nicht lieblicher, wie ich meine. Reiter kommen und gehen, darunter Räuber, Diebe und Wegelegerer, da unsere Häuser meist allem möglichen Volke offenstehen und wir den einzelnen nicht genauer kennen oder uns auch um ihn nicht sonderlich kümmern. Und welch ein Lärm! Da blöken die Schafe, brüllt das Rind, bellen die Hunde, auf dem Felde schreien die Arbeiter, die Wagen und Karren knarren, und bei uns zu Hause, die wir nahe an Wäldern wohnen, hört man auch die Wölfe heulen.

Jeden Tag kümmert und sorgt man sich um den folgenden, immer ist man in Bewegung, immer in Unruhe. Da müssen die Äcker umgegraben und wieder umgegraben werden, ist in den Weinbergen zu arbeiten, Bäume muss man setzen, Wiesen bewässern, Schollen brechen, säen, düngen, das Getreide schneiden, dreschen; nun ist die Zeit der Ernte, und die der Weinlese. Ist es dann ein schlechtes Jahr, dann herrscht furchtbare Not, furchtbare Armut. Da gibt es dann nichts, was einen nicht zu jeder Stunde aufregt, verwirrt, ängstigt, zermürbt, aufreißt.



Der Burgfriedensbereich von Liebenstein:

- I. Wald „Schloßhahn“
- II. Hecke
- III. Weinberge mit 17.539 Stöck
- IV. Ackerland

Arbeitsfragen zu M 4**M 5**

1. Was sagt Ulrich von Hutten über das Leben auf den Burgen?

2. Inwieweit unterscheidet sich der Ritter im Spätmittelalter noch vom Bauern?
(Verwende die Begriffe „Arbeit“ und „Grundbesitz“)

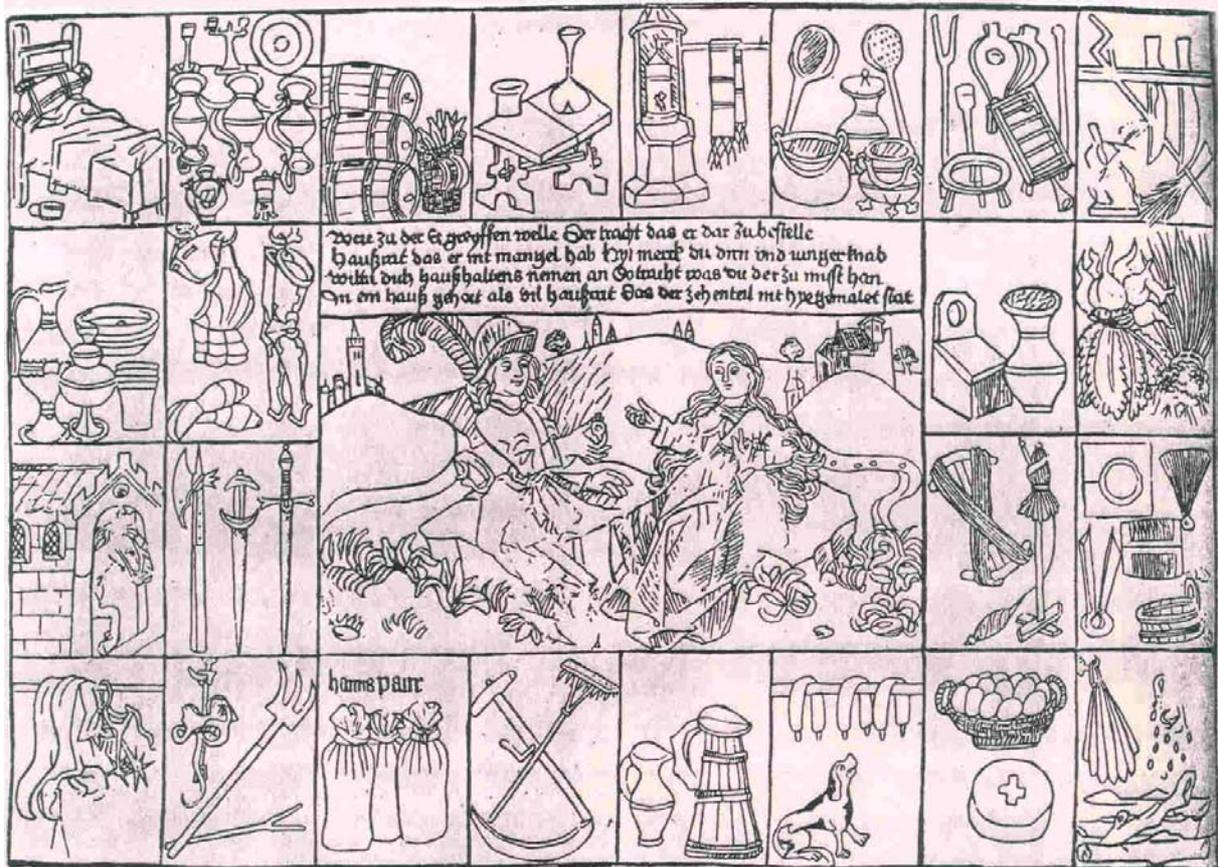
3. Vergleiche die Lärmbelästigung früher-heute!

4. Die Karte zeigt den Burgfriedensbereich von Liebenstein. Findest du die zum Lebensunterhalt der Burgbewohner notwendigen Ländereien, Jagd- und Fischfanggebiete?

Hausrat eines Ritters

M 6

Wollte ein Ritter heiraten und ein Haus in der Burg bewohnen, musste er folgende Gegenstände für seinen Hausrat erwerben:



Besprich dich mit deinem Nachbarn und benenne die Gegenstände!

Ein spise von birn

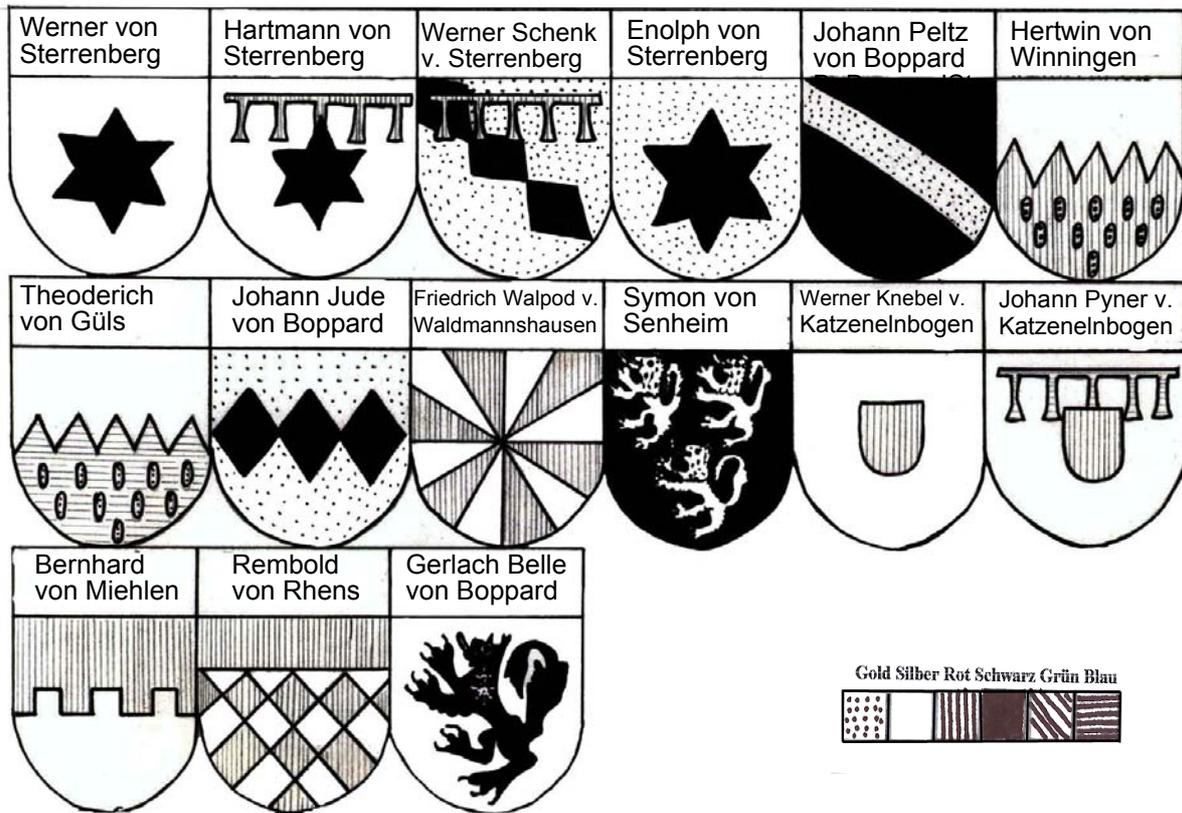
Nun gebratene birn · vñ sujey
 fele vñ hake sie kleine · vñ rü dar
 zū pfeffer · vñ enis · vñ rō eyer smit
 zwo dünne schiben von schönem
 brote fülle dz da zwischen niht
 vollen eines vingers dicke · mache
 ein dünnes blat von eyern · vñ kere
 das einez dor inne vñ in vñ backez
 mit butern in einer pfannen bi
 das ez rōt werde vñ gibz hin.



Schreibe das Rezept auf. Bittet eure Lehrerin/euren Lehrer, das Gericht in der Schulküche mit euch zu kochen.

Burgmannen der Burg Sterrenberg um 1340

M 8



- Wie viele Ritter gehörten um 1340 zur vollständigen Burgbesatzung? _____
- Wann waren wohl alle Burgmannen gleichzeitig auf der Burg?

- Wie viele Ritter kamen:
 - aus der unmittelbaren Umgebung Sterrenbergs: _____
 - aus Moselorten: _____
 - aus dem Taunus: _____
- Das Wappen des Burggrafen von Sterrenberg (1322 - 1341) wird nicht extra herausgehoben. Der Heraldiker (Wappenkundler) beschreibt es so: Zwölffach rot-weiß geständert. Wer ist es?

Burggrafenvertrag**M 9**

Kurfürst Balduin von Trier ernannt 1341 unter folgenden Bedingungen den Ritter Heinrich Beyer von Boppard zum Erbburggrafen von Sterrenberg:

- I. Die Burgmannen, die vom Erzbischof eingesetzt werden, sollen auf der Burg verbleiben.
- II. Pförtner, Wächter, Hüter und Knechte auf Sterrenberg sollen einen Eid auf den Erzbischof schwören.
- III. Balduin von Trier kann einen von Ritter Heinrich Beyer eingesetzten Pförtner, Hüter oder Wächter ablehnen und einen anderen berufen.
- IV. Heinrich Beyer muss Haus, Burg und Turm zu Sterrenberg in besserem Bau und nicht in schlechterem mit Mauern, Dächern und allen anderen Teilen erhalten.
- V. Ritter Heinrich Beyer soll ein starkes steinernes Haus geschützt von einer Mantelmauer mit einer Zugbrücke auf eigene Kosten errichten.
- VI. Von Sterrenberg aus darf er keine Untertanen schädigen oder Leute auf der Burg gegen ihren Willen festhalten.
- VII. Keine Kaufleute, Pilger, Straßen, Wege weder zu Land noch zu Wasser darf er verunsichern oder behindern.
- VIII. Weingärten, die der Beyer von Boppard besitzt und die innerhalb des Burgfriedensbereichs von Sterrenberg liegen, sollen ewiglich zur Burg Sterrenberg gehören.

Was wird festgelegt bezüglich:

Burgmannen:

Burgenbau- und -neubau: _____

Eigentum des Beyer von Boppard: _____

Pflichten gegen Land und Leute: _____

Grabplatte des Ritters Heinrich Beyer von Boppard

M 10

Auf dieser Grabplatte ist der Ritter Heinrich Beyer von Boppard, Burggraf von Sterrenberg (1341 - 1352) dargestellt.



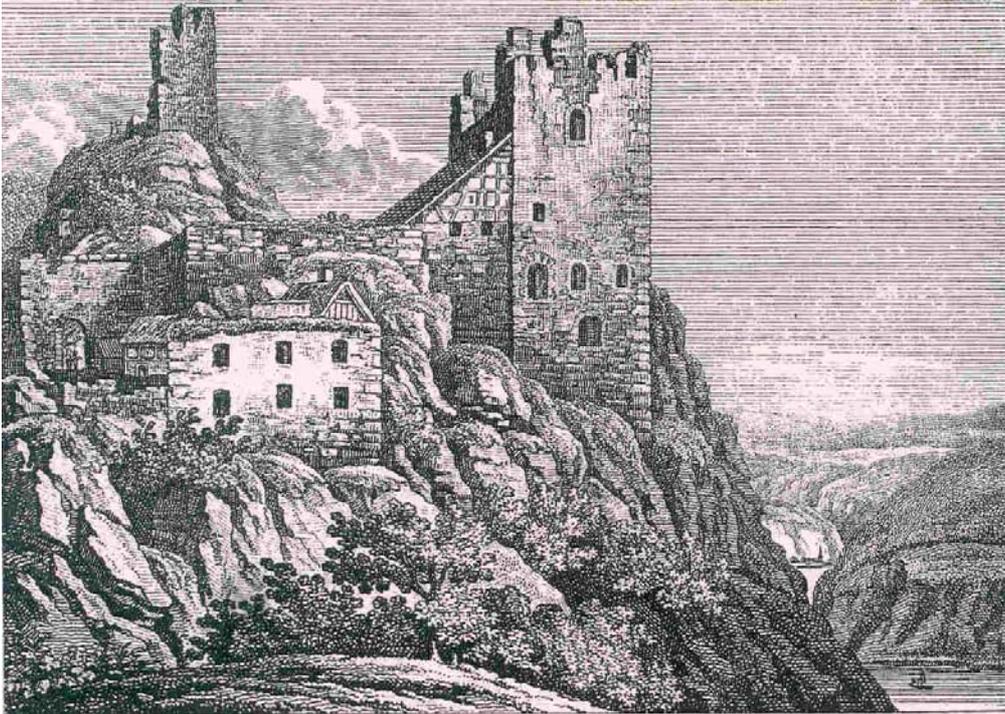
1. Ermittle das Todesjahr des Ritters Heinrich Beyer von Boppard?

2. Nenne Elemente seiner Ritterwürde! Findest du auch seinen Tunierhelm?

3. Welches der beiden Wappen ist das väterliche. Begründe!

4. Warum ließen sich - deiner Meinung nach - Adelige solche Grabmäler bauen!

Burgruinen

M 11

1. Viele Burgen - wie hier Burg Liebenstein - sind heute Ruinen. Wie kam es zum Niedergang der Burgen?

2. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts bereisten englische Künstler und Touristen den Mittelrhein und waren von der Landschaft begeistert. Nenne Gründe!

3. Den Besitzern von Burgen werden vom Landesamt für Denkmalpflege z.T. strenge Auflagen gemacht. Worauf könnten sich diese beziehen?

7. Lösungen zu Fragen/Aufgaben in den Arbeitsblättern

Arbeitsblatt 3:

Frage 4: Zur Kapelle. Der Kopf sollte böse Geiste vertreiben (s. Portale von romanischen Kirchen).

Arbeitsblatt 7:

Ein Spise von Birn. Nim gebratene birn un surie epfele un hacke sie kleine un rü dar zu pfeffer un enis un roe eyer snit zwo dunne scheiben von schönem brote, fülle diz da zwischen, niht vollen eines vingers dicke, mache ein dunnez blat von eyern un kere daz einez dor inne umm un backez mit butern in einer pfannen biz daz es rot werde un gibz hin.

Nimm reife Birnen und saure Äpfel und hacke sie klein. Gib Pfeffer, Anis und rohe Eier dazu. Schneide zwei dünne Scheiben Weißbrot und fülle dies nicht ganz einen Finger dick dazwischen. Mache einen dünnen Eierkuchen, schlage ihn darum und backe alles mit Butter in einer Pfanne, bis es Farbe bekommt.

Zutaten: 4 Birnen, 4 säuerliche Äpfel, Pfeffer, Anis, 2 - 3 Eier, 8 dünne Scheiben Weißbrot.

Für die Pfannkuchen: 100g Mehl, 4 Eier, Salz, beinahe ½ l Milch.

Zubereitung: Die Birnen und die Äpfel werden geschält, das Kernhaus entfernt und kleingehackt. Dazu mischt man Eier, Pfeffer und Anis. Diese Masse streicht man fingerdick zwischen zwei Scheiben Weißbrot. Um je ein gefülltes Brot schlägt man einen Pfannkuchen und brät das Ganze mit Butter in einer Pfanne.

Arbeitsblatt 8:

Frage 1:15;

Frage 2:bei einem Angriff;

Frage 3:8/3/3;

Frage 4:Friedrich Walpod von Waldmannshausen.

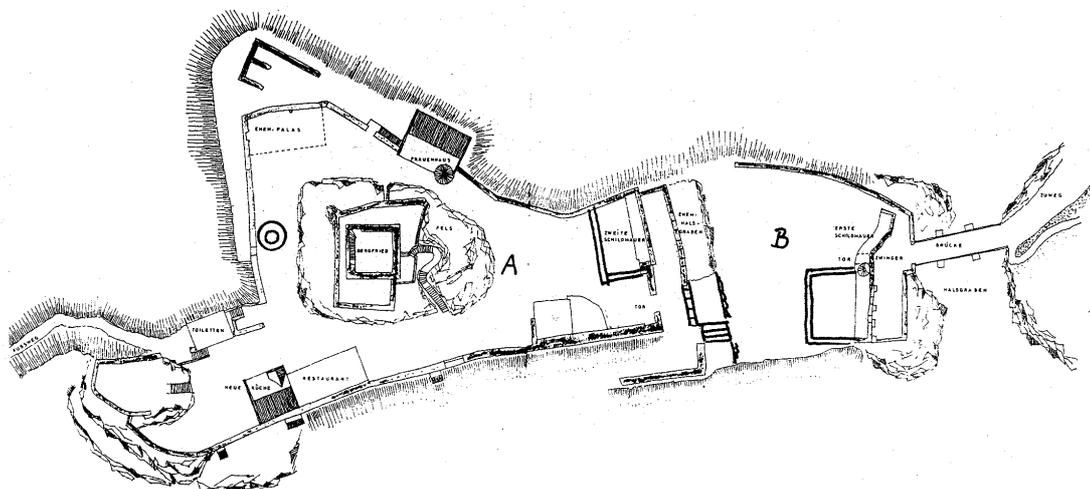
Arbeitsblatt 10:

Frage 1: 1355;

Frage 2: Helm, Kettenhemd, Sporen, Schwert, Dolch. Der Turnierhelm befindet sich quer hinter dem Kopf des Ritters.

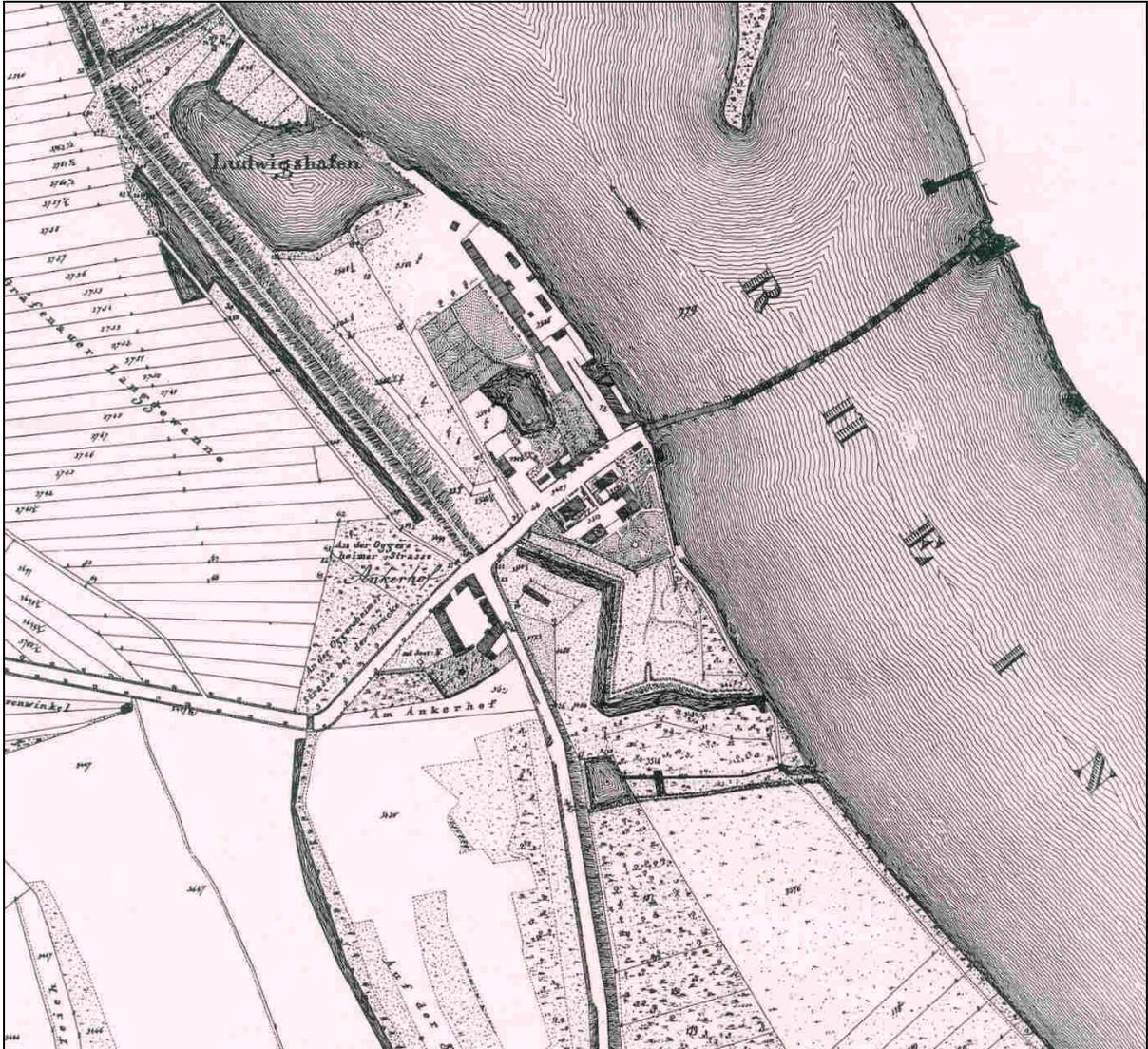
Frage 3: Das rechte Wappen;

Frage 4: Um im Gedächtnis der nachfolgenden Generation zu bleiben.



Volker Schult

Die Entwicklung eines rheinischen Industriereviers am Beispiel Ludwigshafen



Die Rheinschanze zur Zeit der Gründung der Gemeinde Ludwigshafen
(aus: Thomas Breier. Eine Stadt wird gebaut. Ludwigshafen am Rhein, 1994, S. 10)

1. Fachwissenschaftliche Bemerkungen

Ludwigshafen sei der „Fabrikschmutz, den man gezwungen hatte, Stadt zu werden“ und liege „am feierlichsten Fluß Deutschlands, mitten zwischen Speyer und Worms, mitten im Nibelungenlied gleichsam, dicht neben Jesuitenkirche, Rokoko-Bibliothek, Schillers Hof- und Nationaltheater in Mannheim“ schrieb einst der in Ludwigshafen geborene Philosoph und Schriftsteller Ernst Bloch.² Damit sind die Kontrapunkte benannt, hier der sagenumwobene Vater Rhein, dort die nüchterne Industriestadt, die diesen Fluss seines Mythos radikal beraubt und doch ohne ihn nicht entstanden wäre. Dabei sind die Anfänge von Ludwigshafen durchaus unspektakulär.

Zur Sicherung der neugegründeten Stadt Mannheim mit ihrer Festung Friedrichsburg ließ Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz im Jahre 1606 auf dem linken Rheinufer ein Vorwerk errichten. Dieser Brückenkopf diente ausschließlich militärischen Zwecken. Als Mannheim 1720 zur Residenzstadt erhoben wurde, wurde auch das Vorwerk, jetzt in den Plänen als Rheinschanze bezeichnet, stark ausgebaut (M 3). Während des Dreißigjährigen Krieges und des Pfälzischen Erbfolgekrieges zerstört, während der Revolutionskriege stark beschädigt, wurde das Festungswerk 1799 geschleift und kam nach dem Frieden von Lunéville 1801 unter französische Verwaltung.

In den Ruinen des Festungswerkes errichteten die Franzosen eine kleine Zollstation. 1804 kam die Gastwirtschaft „Zum Anker“ mit einer Warenhandlung hinzu. 1811 genehmigte die französische Regierung die Errichtung eines Anlegeplatzes für Schiffe. Nach dem Wiener Kongress erhielt das Königreich Bayern die Rheinpfalz zugesprochen. Damit war der Rhein zu einer politischen Grenze geworden, der die bayerische Rheinpfalz von dem Großherzogtum Baden trennte. Zollgrenzen hemmten zudem den Verkehr.³ Der bayerische Staat förderte jedoch die kleine Anlegestelle am Rhein, denn hier zwischen Rheinschanze und Mannheim war der natürliche Endpunkt der großen Rheinschiffahrt. Die Waren, die in Richtung Süddeutschland und Schweiz gingen, mussten umgeladen werden. Das Handelshaus Scharpff, das am 27. Dezember 1820 die Rheinschanze für 15.000 Gulden ersteigert hatte, machte sich diesen Umstand zunutze. Johann Heinrich Scharpff sowie sein Schwiegersohn Philipp Markus Lichtenberger versahen den Platz mit weiteren Lagerhäusern, Warenschuppen und Kränen (M 5). Eine Laune der Natur half beim Ausbau des Anlegeplatzes. Das Novemberhochwasser des Rheins spülte 1824 einen Kolk, ein Wasserloch, ins Land. Daraus entstand der für die Rheinschiffer unentbehrliche Winterhafen.⁴

Im Sommer des Jahres 1829 kündigte sich hoher Besuch an. Der bayerische König Ludwig I. besuchte die Rheinschanze und nächtigte dort mit seiner Gemahlin. Zum Abschied soll eine Tochter Lichtenbergers gesagt haben: „O König, darf ich in der Hoffnung leben, Du wolltest dem Hafen einen Namen geben, zum Zeichen, daß er Deine Huld besitzt?“⁵ Die Huldbezeichnung durch König Ludwig ließ noch einige Jahre auf sich warten. Die Gründung der Gemeinde Ludwigshafen erfolgte dann jedoch durch einen „kapitalistischen Urknall“ wie es Klaus Hofmann formulierte.⁶ Nachdem die Rheinschanze zum Freihafen erklärt worden war, erwarb der bayerische Staat für die stolze Summe von 190.000 Gulden diesen Handelsplatz am 16. März 1843. Nur wenige Tage später am 25. April erhielt die Rheinschanze den Namen Ludwigshafen.

² Der Rhein und die Pfälzische Rheinebene, Landau, 1991, S. 391.

³ Die Zollschranken zwischen dem badischen Mannheim und der Rheinschanze fallen erst im Jahre 1836 nach dem Beitritt Badens zum Deutschen Zollverein.

⁴ Fauck, Ludwigshafen a. Rh. - so wie es war, Düsseldorf, 1986, S. 6ff; Breunig, Vom Handelsplatz zur Industriestadt, Ludwigshafen, 1986, S. 25ff; 100 Jahre Ludwigshafen am Rhein, Ludwigshafen, 1953, S. 3ff, S. 63 - 65.

⁵ Der Rhein und die Pfälzische Rheinebene, S. 481.

⁶ Ebda., S. 481.

Was jetzt zum „Schanzensprung“ in die Moderne noch fehlte, war die Verbindung mit der beginnenden Industrialisierung im Deutschen Reich. Bereits 1838 hatte König Ludwig den Bau einer Eisenbahnverbindung von der damaligen Rheinschanze nach Bexbach ins Saargebiet genehmigt. Technische Schwierigkeiten verzögerten den Bau. Doch 1849 war es schließlich soweit. Auf der Pfälzer Ludwigsbahn fuhren die ersten Züge und brachten aus dem Saargebiet über Kaiserslautern Kohle, die notwendige Energiequelle für die Industrie, nach Ludwigshafen. Von dort wurde sie auf dem Wasserweg Rhein in die städtischen und entstehenden industriellen Zentren weitertransportiert. Neue Unternehmen siedelten sich nun in Ludwigshafen an und Dampfschiffahrtsgesellschaften errichteten neuen Anlegeplätze. Die Revolutionen der Jahre 1848/49 unterbrachen den wirtschaftlichen Aufschwung nur für kurze Zeit. Fast genau zehn Jahre nach der Umbenennung in Ludwigshafen gewährte König Maximilian II. dem Ort den Status einer selbständigen politischen Gemeinde (M 6 und 7) und nahm 1859 Ludwigshafen „in die Reihe der Städte Unseres Königreiches“ auf.⁷

Die günstigen Standortvorteile der neuen Stadt Ludwigshafen und die vom Gemeinde- bzw. Stadtrat rasch genehmigten Konzessionen zogen neue im Zuge der Industrialisierung entstehende Unternehmen an. Bereits 1851 erhielten die Gebrüder Giuliani die Genehmigung zur Errichtung einer chemischen Fabrik, 1858 Johann Adam Benckiser. Somit wurde Ludwigshafen zur „Stadt der Chemie“. Noch jedoch fehlte ein Name, BASF. Ein Zufall der Geschichte musste helfen. Friedrich Engelhorn gründete am 6. April 1865 die Badische Anilin- und Sodafabrik in Mannheim. Der Mannheimer Stadtrat lehnte jedoch den Erwerb eines Grundstücks zum Bau einer chemischen Fabrik ab. Daraufhin wandte sich Engelhorn an den Stadtrat von Ludwigshafen, der sich am 21. April einstimmig für die Chemieansiedlung aussprach. Der Friesenheimer Rheindurchstich im Jahre 1862, der eine wichtige Verkürzung und Begradigung des Rheinlaufs bedeutete, hatte im Bereich der Hemshöfe zu Schwemmland geführt. Hier, aus Umweltgründen drei Kilometer außerhalb der damaligen bewohnten Stadtmitte, begann nach Eintreffen der staatlichen Konzession am 8. Mai 1865 noch im gleichen Monat der Bau der Fabrikanlagen (M 8 und 9). Auf ursprünglich 400 Arbeitskräfte ausgelegt, wuchs die BASF innerhalb von 100 Jahren auf fast 60.000 Arbeitskräfte an und prägt bis heute das Bild der Stadt Ludwigshafen am Rhein.⁸ Klaus Hofmann verglich diesen industriellen Aufbruch mit „dem Schlag einer Titanenfaust in die versumpfte und verwilderte Landschaft der gierigen Altrheinarme.“⁹

2. Literaturhinweise

BASF. Stationen ihrer Geschichte. Hrsg. BASF Aktiengesellschaft. Ludwigshafen 1994.

Breier, Thomas:

Eine Stadt wird gebaut. Ludwigshafen am Rhein von der Gründung bis zum Zweiten Weltkrieg.

Ludwigshafen am Rhein 1994.

Breunig, Willi:

Soziale Verhältnisse der Arbeiterschaft und sozialistische Arbeiterbewegung in Ludwigshafen 1869 - 1919.

Ludwigshafen 1976.

⁷ Fauck, S. 10; Breier, Eine Stadt wird gebaut, Ludwigshafen, 1994, S. 9ff; Industrialisierung und Soziale Frage am Beispiel der BASF, Ludwigshafen, 1988, S. 5; Breunig, S. 35 - 36; 100 Jahre Ludwigshafen, S. 66 - 68.

⁸ Fauck, S. 34 - 5; Breunig, S. 39ff; Industrialisierung am Beispiel der BASF, S. 7; 100 Jahre Ludwigshafen, S. 74ff.

⁹ Der Rhein und die Pfälzische Rheinebene, S. 482.

Breunig, Willi:

Vom Handelsplatz zur Industriestadt. Wirtschaftsentwicklung in Ludwigshafen am Rhein 1820 - 1920.

Ludwigshafen am Rhein 1986.

Michael Geiger, Günter Preuß, Karl-Heinz Rothenberger (Hg.):

Der Rhein und die Pfälzische Rheinebene.

Landau i.d. Pfalz (Verlag Pfälzische Landeskunde) 1991.

Esselborn, Jacob:

Geschichte der Stadt Ludwigshafen am Rhein von ihren frühesten Anfängen bis zum Jahre 1887. Ludwigshafen am Rhein (Bayr'sche Buchdruckerei) 1887.

Fauck, Siegfried:

Geschichte der Stadt Ludwigshafen a. Rh. in Daten.

Speyer (Verlag des Historischen Museums) 1972.

Fauck, Siegfried:

Ludwigshafen a. Rh. - so wie es war.

Düsseldorf (Droste) 1986.

Alfred Stoffel (Hg.):

Großstadt am Rhein. Eine Stoffsammlung für Schule und Haus. 1. Teil: Aus Siedlungen, Höfen und Dörfern wächst die Stadt. 2. Teil: Eine Stadt lebt und arbeitet.

Otterbach, Kaiserslautern (Arbogast) 1962.

Die Stadtverwaltung Ludwigshafen am Rhein (Hg.):

100 Jahre Ludwigshafen am Rhein, 1953.

BASF Aktiengesellschaft (Hg.):

Industrialisierung und Soziale Frage am Beispiel der BASF.

Ludwigshafen 1988.

Jan, Helmut v. Siegel:

Wappen und Fahne der Stadt Ludwigshafen am Rhein und ihrer Vororte.

Ludwigshafen am Rhein (Verlag Richard Louis) 1953.

Georg Böhn, Walter Siebler (Hg.):

Ludwigshafen. Junge Stadt am Strom.

Speyer (Karl Graf Verlag) 1953.

Nürnberger, Jürgen:

Bibliographie zur Stadtgeschichte von Ludwigshafen am Rhein.

Ludwigshafen a. Rh., zweite überarbeitete und erweiterte Auflage 1992.

Wenisch, Rudolf:

Ludwigshafen als Verkehrsmittelpunkt in den Jahren 1835 - 1853. Eine Übersicht über die Akten des Verkehrsarchivs Nürnberg.

In: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz. Bd. 56 (1958), S. 159 - 200.

3. Didaktische Bemerkungen

Die Industrielle Revolution im 19. Jahrhundert stellt eine Zäsur in der neueren weltgeschichtlichen Entwicklung mit immer noch spürbaren Konsequenzen bis in die Gegenwart dar. Die heutige Gesellschaft und damit auch die jetzige Schülergeneration ist geprägt worden von dieser Entwicklung. Dennoch ist diese historische Entwicklung durchaus abstrakt und wenig konkret für die Schülerinnen und Schüler. Zumeist wird die Industrielle Revolution am Beispiel Großbritanniens und in Deutschland am Beispiel des Ruhrgebietes im Unterricht behandelt. Somit bleibt dieser wichtige Entwicklungsprozess nicht nur zeitlich, sondern auch geographisch fern. Hier bietet sich nun im Rahmen des PZ-Projektes „Region und Unterricht“ die Möglichkeit, diese Entwicklung in einen regionalen Kontext zu stellen und damit für die Lernenden konkreter werden zu lassen.

Wie keine andere Stadt bietet sich in diesem Kontext Ludwigshafen als Unterrichtsbeispiel für die Entstehung eines Industriereviers an. Außergewöhnlich präzise und umfassend ist die Entstehung der Stadt dokumentiert. Damit kann gewissermaßen vor den Augen der Schülerinnen und Schüler der Entwicklungsprozess von einem kleinen Festungsvorwerk über einen Handelsort hin zum Standort eines der weltgrößten Chemiekomplexe ablaufen und nachvollzogen werden. Da sich der Kern der Entwicklung in einigen wenigen Jahrzehnten um die Jahrhundertmitte abspielte, bleibt diese Zeitspanne überschaubar. An Prägnanz gewinnt das Beispiel der Stadt Ludwigshafen noch dadurch, dass ihre Entwicklung zeitlich parallel der einsetzenden Industriellen Revolution in Deutschland verlief. Das verleiht dem Thema exemplarischen Modellcharakter.

Zudem wird an diesem Beispiel die Neugründung einer Stadt, einer modernen Industriestadt augenfällig, die im Kontrast zu der bereits im Rahmen des Mittelalters behandelten Stadtentwicklung steht. Somit verdeutlicht sich für die Lernenden, dass die Stadtentwicklung in Deutschland nicht nur historisch kontinuierlich verlief, sondern auch durch Zäsuren charakterisiert ist. Ein Vergleich von einer mittelalterlichen Stadt mit dieser Neugründung wäre sicherlich ein weiteres lohnenswertes Unterrichtsprojekt. Der Einsatzort der hier skizzierten Unterrichtsreihe im Geschichtsunterricht ist eine 9. Klasse der Sekundarstufe I. Sie könnte im Rahmen des Stoffbereichs 13 (Hauptschule) bzw. 15 (Realschule und Gymnasium) „Die Industrielle Revolution“, „rechte Seite“ des Lehrplanentwurfs Geschichte des Ministeriums für Bildung und Kultur, Mainz 1992, als Fallbeispiel einer Stadtentwicklung im 19. Jahrhundert durchgeführt werden. Des weiteren können in diesem Zusammenhang auch wesentliche im Lehrplan angeführte Aspekte der Industriellen Revolution, wie die Wechselwirkung zwischen Technik, Wirtschaft und Gesellschaft sowie die dadurch hervorgerufene Gefährdung der Umwelt veranschaulicht werden.

Wie durch ein Brennglas lassen sich für die Schülerinnen und Schüler die für die Entstehung Ludwigshafens entscheidenden Faktoren erkennen. In diesem Zusammenhang tritt der zweite wesentliche Aspekt dieser Unterrichtsreihe hervor, der sich durch den offiziellen Namen der Stadt geradezu aufdrängt, „Ludwigshafen am Rhein“. Welche Rolle spielte der Rhein und welche Funktion nahm er in diesem historischen Kontext ein? Zum einen ist uns der Rhein als sagenumwobener Fluss, Hüter des Nibelungenschatzes, bekannt. Wer ist gegen die Rheinromantik eines Rheinfalls von Schaffhausen, einer Burgenfahrt oder gar die Loreley gefeit? Verschiedene Beiträge in diesen PZ-Informationen geben uns zahlreiche Anregungen über den sagenhaften Rhein. Doch auf der anderen Seite steht der Rhein als Grenze und als nüchtern kalkulierter Wirtschaftsfaktor. Diese andere Betrachtungsweise des Rheins zu erkennen, ist wesentlicher Bestandteil der Unterrichtsreihe.

Die Entwicklung am Beispiel Ludwigshafen macht deutlich, dass zunächst einmal der Rhein als Grenze, als militärische, politische und Zollgrenze, fallen musste, um zu einem entscheidenden Standortfaktor der industriellen Entwicklung zu werden. Dadurch wird auch

deutlich, dass wirtschaftliche Entwicklung der Aufhebung einengender Grenzen bedarf. Als Gegenwartsbezug lassen sich dabei die Entwicklung der Europäischen Gemeinschaft sowie der Global Player, wozu auch die BASF gehört, anführen. Erst dann konnte der Rhein wirtschaftlich voll (aus)genutzt werden. Er stellte einen billigen Transportweg dar, der wesentlich für die Entwicklung des Handels war, weil auf ihm schwere Lasten kostengünstig transportiert werden konnten. Um ihn wirtschaftlich effektiver zu machen, müssen Rheinbegradigungen ohne Rücksicht auf ökologische Konsequenzen durchgeführt werden. Aber erst im Zusammenspiel mit dem neuen Transportmittel der Zeit, der Eisenbahn, wird die Bedeutung des Rheins deutlich. Er versorgte indirekt die industriellen Zentren mit ihrem Lebenselixier, der Kohle als Energiequelle. Am Schnittpunkt von Eisenbahn und Rhein entstand nun aus einem Handelsplatz die Industriestadt Ludwigshafen.

Die Standortvorteile des Rheins werden immer wieder in den historischen Quellen angeführt, die entscheidend für diese Entwicklung waren. Dies galt besonders für die Ansiedlung der chemischen Industrie als einen der zukünftigen Leitsektoren der Industrie. Neben billigen Arbeitskräften und der Zufuhr von Rohstoffen sowie dem Transport der Fertigwaren benötigte dieser Industriezweig Unmengen an Wasser. Damit kommen wir zur letzten und ernüchternden Rolle des Rheins: Der Rhein als billiger Wasserlieferant für Industrie und Stadt und als kostenloser Abwasserfluss. Die verbreitete Meinung der damaligen Zeit lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: „Dem starken Vater Rhein könne eine solch lächerlich geringe Beimengung wie Abwässer der Stadt Ludwigshafen einschließlich ihrer Industrie nichts anhaben“ (M 16). Hierdurch nun ist auch für die Schülerinnen und Schüler die Entmythologisierung des Rheins an ihren Endpunkt gelangt. Aktuelle Berichte aus der heutigen Medienwelt wie Fischsterben im Rhein oder Chemieunfälle lassen sich nun ohne weiteres in einer historischen Perspektive thematisieren.

Der hier angesprochene Problematik Umweltverschmutzung kann nun in einen Zusammenhang mit den Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeiter bei der BASF in Ludwigshafen gestellt werden. Dieses Thema sollte Teil der Unterrichtsreihe sein, um den Lernenden Anschaulichkeit zu vermitteln. Es geht hier nicht ausschließlich um Funktionalität und Standortfaktoren in abstrakter Weise, sondern immer wieder steht im Mittelpunkt des Geschehens der Mensch. Dies sollte gerade bei dem Thema industrielle Entwicklung und Fortschritt den Schülerinnen und Schülern bewusst gemacht werden.

4. Methodische Überlegungen

Der Einsatz dieser Unterrichtsreihe bietet sich im Rahmen des Themas „Die Industrielle Revolution“ an. Vorausgegangen sein sollte die Erarbeitung der grundlegenden Entwicklungstendenzen der Industriellen Revolution in Europa. Die vorgeschlagene Einstiegssequenz macht zugleich die wesentlichen methodischen Möglichkeiten für die nachfolgenden Stunden deutlich. Gruppenarbeit, Handlungsorientierung und die Rolle eines historisch Agierenden einnehmen sind zentrale Komponenten des Unterrichts. Um einen Perspektivenwechsel zu erreichen, sollen sich die Schülerinnen und Schüler im Laufe der Unterrichtsreihe in die Rollen von Unternehmensgründern (Einstieg), Stadt„vätern“ (Petition zur Stadterhebung), Mitgliedern einer bäuerlichen Familie (Rollenspiel über einen neuen Arbeitsplatz), einer Arbeiterfamilie (Beschreibung der Lebens- und Arbeitsbedingungen) sowie eines kritischen Gegenwartsbeobachters (Collage über die Funktion des Rheins) hineinversetzen und entsprechend handeln.

Nachdem wesentliche Standortfaktoren von den Lernenden auf der Umrisskarte von Deutschland markiert worden sind, können die Gruppenergebnisse über einen geeigneten Standort in Südwestdeutschland vorgestellt und ggf. kontrovers diskutiert werden. Als alternative Hin-

führung zum Thema ist auch die Analyse des Namens von Ludwigshafen und des Wappenbildes denkbar. Dabei wird ein Wechsel des Lernortes hin zur z.B. Schulbibliothek sinnvoll sein, damit die Schülerinnen und Schüler möglichst eigenständig Hintergrundinformationen einholen können.

Die anschließende Unterrichtsstunde wird sich dann mit der Entstehung dieser Industriestadt am Rhein beschäftigen müssen. Konfrontiert mit historischen Ansichten der Stadt und Originaltexten (ohne Titel- und Datenangaben) sollen die Lernenden diese sinnvoll einanderzuordnen. Dadurch werden die Schülerinnen und Schüler veranlasst, sich möglichst genau mit den Quellen auseinanderzusetzen. Besonders die Entzifferung der in Deutscher Schrift gehaltenen Primärquelle über die Erhebung von Ludwigshafen zur Gemeinde stellt die Gruppen vor Schwierigkeiten. Doch erfahrungsgemäß weckt das bei einigen Beteiligten ungeahnten Entdeckerdrang, der durchaus von Erfolg gekrönt ist. Die Lehrkraft kann selbstverständlich nach den ersten Entzifferungsversuchen ein Blatt mit einer Gegenüberstellung von Deutscher und Lateinischer Ausgangsschrift zur Verfügung stellen.

Nach dem Vergleich der Gruppenergebnisse können erste wichtige Aussagen über die Entstehungsgeschichte der Stadt formuliert werden, die in einem Tafelbild festgehalten werden. In der nachfolgenden Stunde setzen sich die Schülerinnen und Schüler mit Texten, die weitere Auskunft über das Thema geben, auseinander. Nun jedoch tritt der zweite wesentliche Aspekt der Unterrichtsreihe in Erscheinung. Die vorliegenden Quellen sollen unter dem Leitthema die Funktion des Rheins bei der Entstehung von Ludwigshafen gelesen werden. Die Ergebnisse sind dann in das bereits entstandene Tafelbild einzufügen, das nun komplett ist.

Als kreativen Abschluss dieser Sequenz mit Wiederholungsfunktion könnte in Gruppenarbeit eine Collage über den Wandel des Rheinbildes vom Mythos zum Wirtschaftsfaktor angefertigt werden. Zugleich wäre dadurch ein unmittelbarer Gegenwartsbezug zu nach wie vor aktuellen Problemen, z.B. Umweltaspekt, möglich, und die Collage könnte als Bindeglied zur nächsten Unterrichtsfolge fungieren. Weiterhin wäre eine Zusammenarbeit mit dem Fach Sozialkunde im Rahmen des Themas „Wirtschaft und Umwelt“ denkbar.

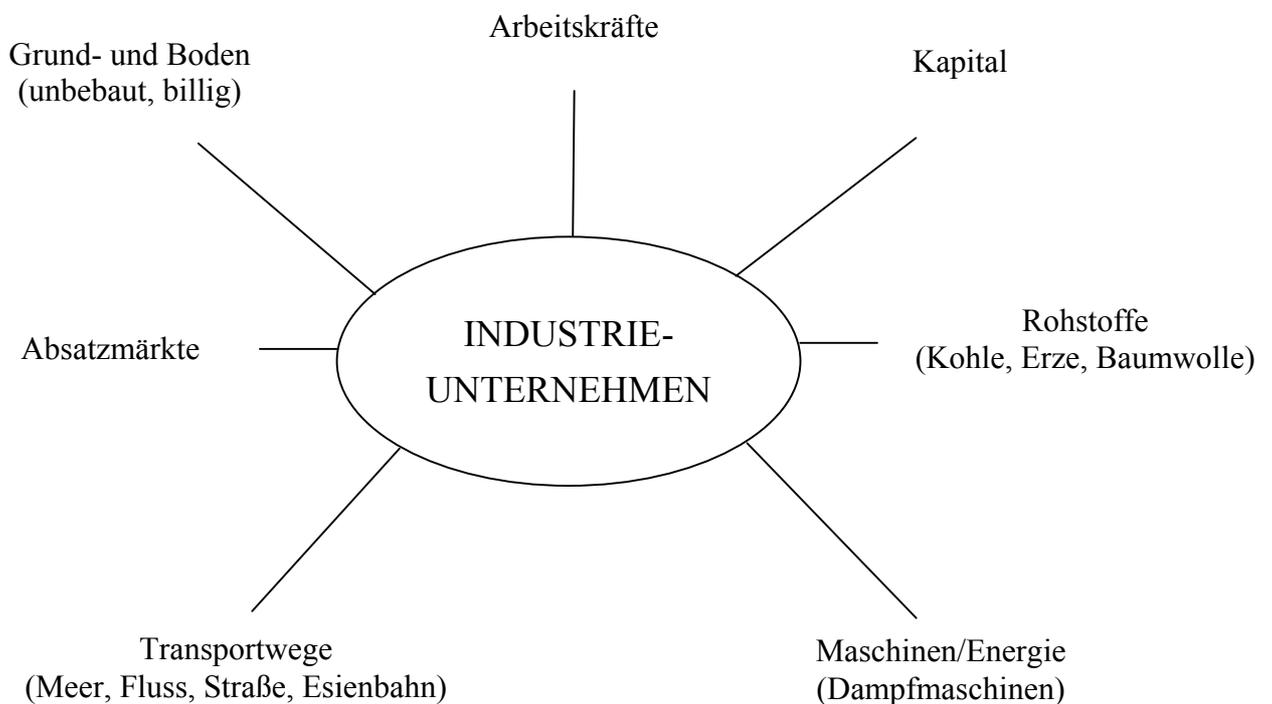
In diesem Zusammenhang bietet sich die Fortführung der Unterrichtsreihe unter dem Aspekt soziale Probleme und Lösungsversuche an. Unter Bezug auf bereits behandelte Texte, die nun unter diesem Aspekt zu lesen sind, und in Verbindung mit neuem Material sollen zunächst die Umwelt- und Arbeitsbedingungen und dann die betrieblichen sozialen Einrichtungen erarbeitet werden. Die Ergebnisse sind auf einem Arbeitsblatt zu fixieren. Um diese Ergebnisse möglichst anschaulich, unter wechselnden Perspektiven und handlungsorientiert zu verarbeiten, können die Schülerinnen und Schüler in Gruppenarbeit Flugblätter zur Anwerbung von neuen Arbeitskräften anfertigen, als Mitglieder einer bäuerlichen Familie unter Bezug auf diese Flugblätter über einen Arbeitsplatz- und Wohnortwechsel der Familie in einem Rollenspiel diskutieren sowie nach Umzug in die neue Industriestadt Ludwigshafen in einem Brief ihre Gefühle bezüglich der neuen Situation darlegen.

5. Materialien und Arbeitsanleitungen

Einstieg in das Thema

Gruppenarbeit: Sucht als Unternehmensgründer nach einem geeigneten Platz zur Ansiedlung eures Industrieunternehmens in Südwestdeutschland (ca. heutiges Rheinland-Pfalz) um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

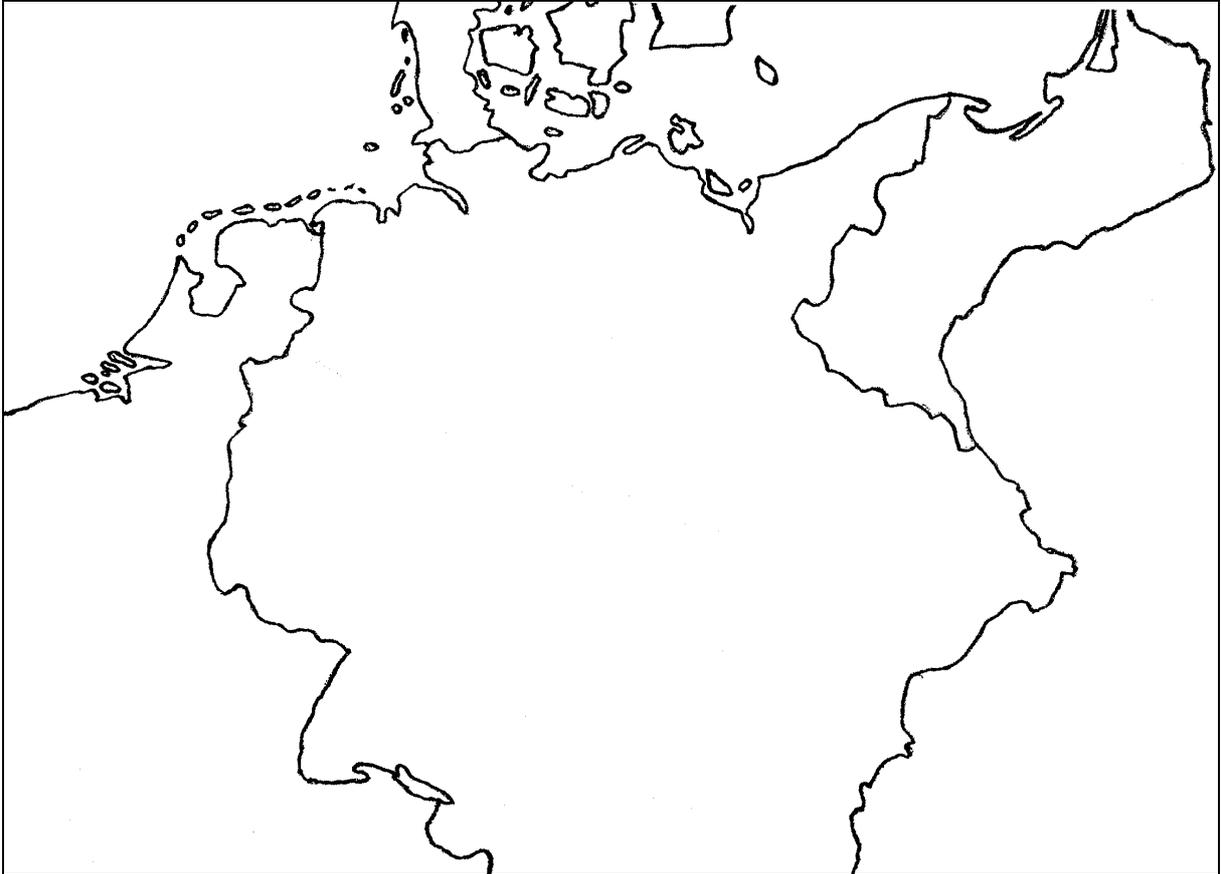
1. Sammelt mögliche Standortfaktoren



2. Entscheidet euch für einen Standort und begründet eure Wahl. Kennzeichnet als Entscheidungshilfe auf einer Umrisskarte Deutschlands wichtige Rohstoffquellen, Transportwege, Eisenbahnanlagen und berücksichtigt die politische Lage.

**(Umrisskarte) Deutschland in der Mitte des
19. Jahrhunderts**

M 1



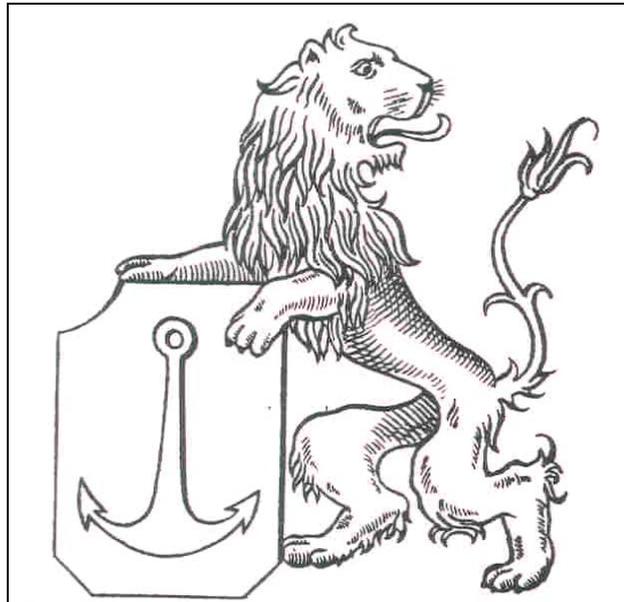
Alternativer Einstieg

Was sagen euch Name und Wappen der Stadt Ludwigshafen über die Entstehung der Stadt?

1. Sammeln von Äußerungen und Vermutungen
2. Gruppenarbeit: Klärung der Sachverhalte und historischen Hintergründe mit Hilfe des Geschichtsbuches und der Schulbibliothek

Ludwig = König Ludwig von Bayern.
Hafen = Binnenhafen

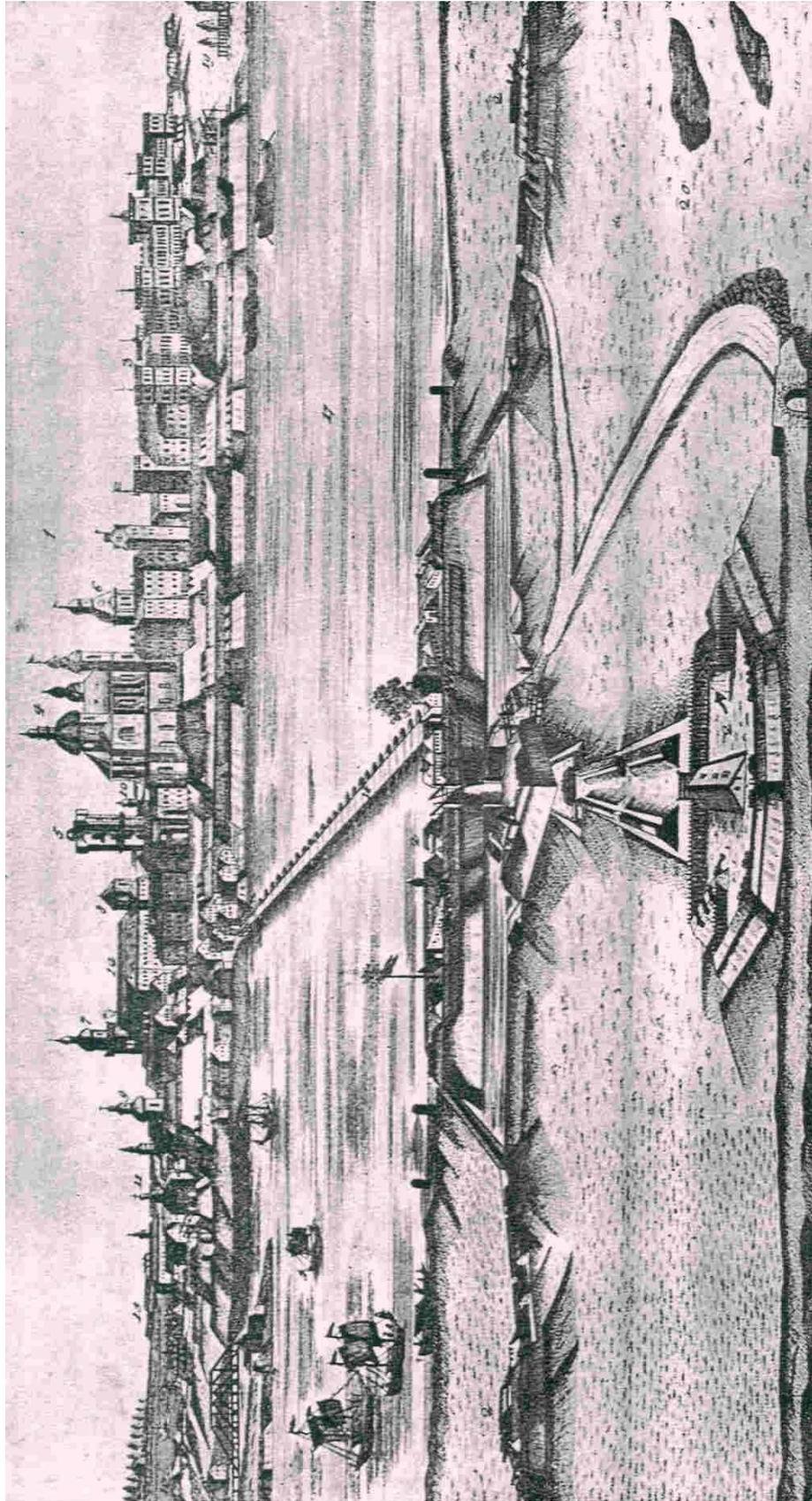
Wappenbild von Ludwigshafen aus dem Jahre 1853



(aus: Helmut v. Jan. Siegel, Wappen und Fahne der Stadt Ludwigshafen am Rhein und ihrer Vororte. Ludwigshafen am Rhein, 1953. S. 3)

Anker = Symbol für den Hafen
Löwe = Pfälzer Löwe - Bayerischer Löwe

Mannheim und Rheinschanze



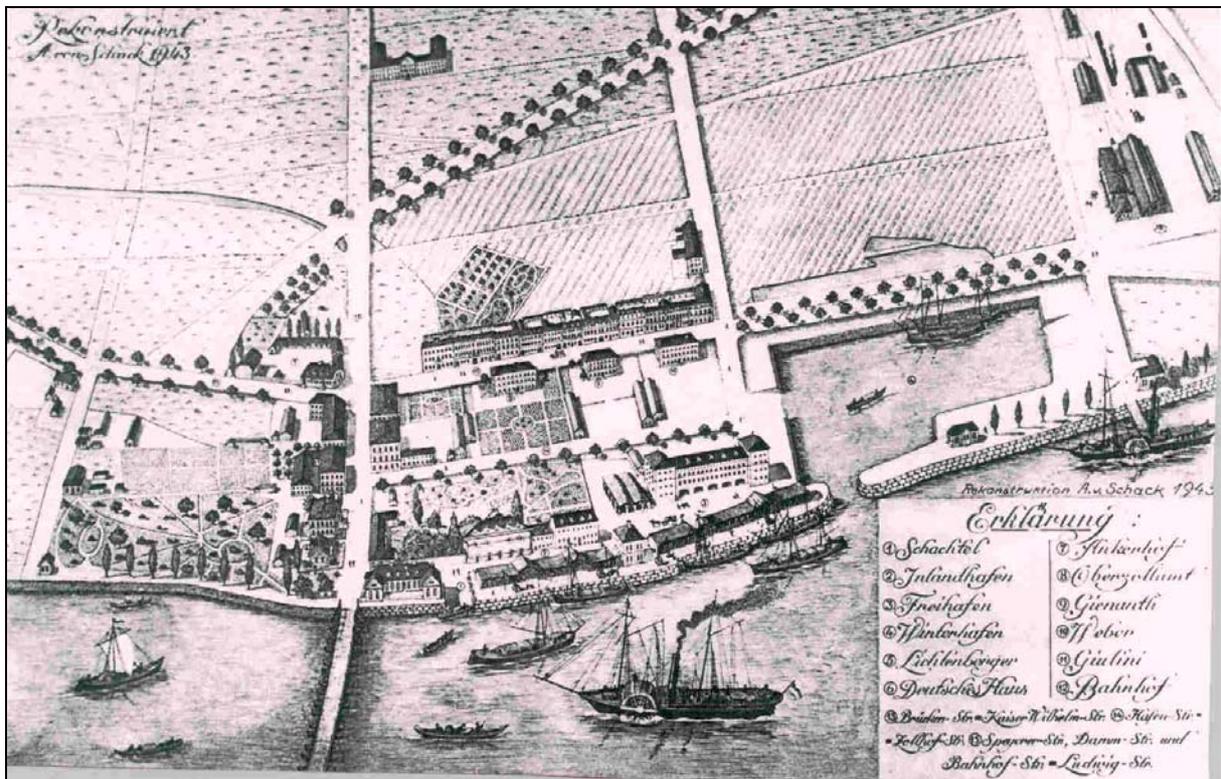
Mannheim mit der Rheinschanze im Vordergrund um das Jahr 1750
(aus: Thomas Breier. Eine Stadt wird gebaut. Ludwigshafen, 1994. S. 8)

„Da diese Rheinschanze eine äußerst vorteilhafte Lage für jede Gattung von Commerz hat, und auf der ganzen Rheinstrecke von Speyer bis Worms der einzige Hafen- und Landungsplatz ist, worin sich überdies die Hauptstraßen von dem ganzen Rheinkreis concourieren, auch von der längst ein starker Handel mit Holz, Bord, rohem und gemahlenem Gips, Ölkuchen getrieben wurde, womit sich noch Commissions- und Speditions- und Productenhandel verbinden läßt, so wird man dem Liebhaber des Ganzen wegen des Alleinbetriebes auch das ganze zusammen versteigern.“

Versteigerungsankündigung im Amtsblatt des Rheinkreises vom 8. September 1820 nach dem Tode des Besitzers, des Wirtes und Weinhändlers Carl Hornig.
(aus: Ludwigshafen. Junge Stadt am Rhein. Speyer, 1953. S. 10 und 12)



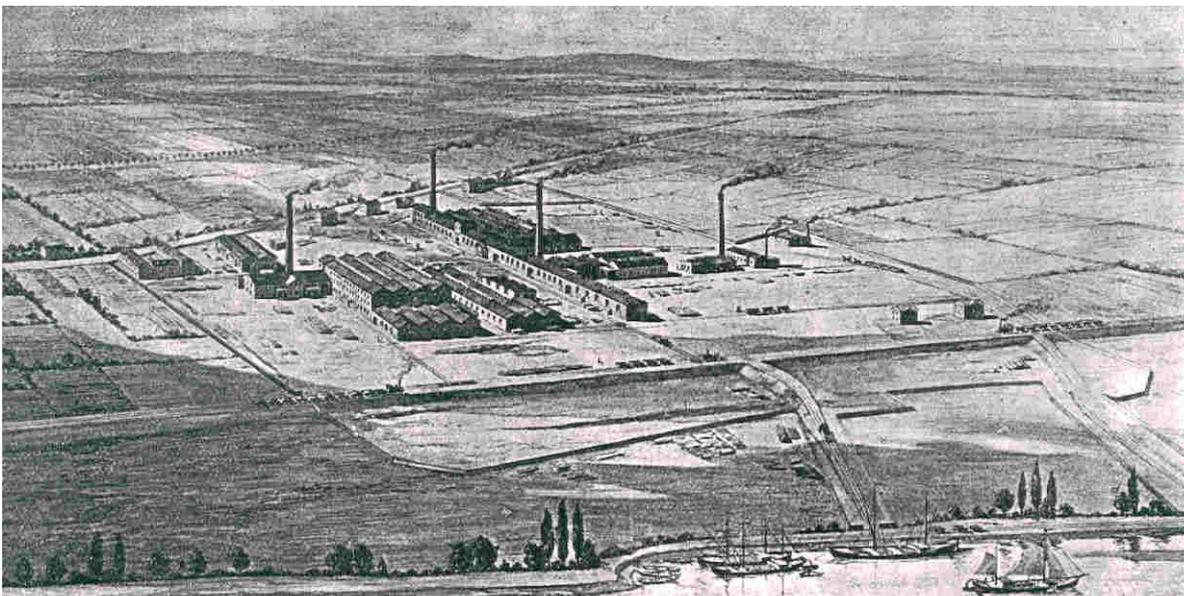
Kopf eines Frachtbriefes des Handelshauses Scharpff aus dem Jahr 1827
(aus: Ludwigshafen. Junge Stadt am Rhein. Speyer, 1953. S. 11)



Ludwigshafen wird selbständige Gemeinde am 27. Dezember 1852
(aus: Siegfried Fauck. Ludwigshafen a. Rh. - so wie es war. Düsseldorf, 1986. S. 9)

Ludwigshafen, 20. April. Eine freudige Kund-
 durchzeit unsere Stadt; die Gründer der badischen Anilin-
 und Sodafabrik haben in der Nähe der Hemsböje ca. 30
 Morgen Land, zum Zwecke der Errichtung ihrer Fabrik auf
 diesem Plage, angekauft. Eine Deputation hiesiger Bürger
 begab sich heute bereits nach Speyer, um die Ertheilung
 der Konzession an die neu zu gründende Gesellschaft zu er-
 bitten. Von Seiten der kgl. Regierung traf in Folge dessen
 Herr Regierungsdirektor Lamotte hier ein; nach dessen Aus-
 sage unterliegt die Ertheilung der Konzession nicht dem
 mindesten Zweifel. Unsere Häuser- und Grundbesitzer setzen
 große Hoffnungen auf die dadurch angebahnte Ausdehnung
 unserer industriellen Unternehmungen. Bereits sind Unter-
 handlungen über große Häuserverkäufe im Gange.

Zeitungsausschnitt vom 20. April 1865
 (aus: 100 Jahre Ludwigshafen am Rhein. Ludwigshafen, 1953. S. 78)



Die BASF im Jahre 1866
 (aus: 100 Jahre Ludwigshafen am Rhein. Ludwigshafen, 1953. S. 80)

Arbeitsanleitungen zu M 3 - M 9

Partnerarbeit:

1. Ordnet das Bildmaterial und die Originaltexte in einen sinnvollen Zusammenhang.
2. Beschreibt die Bilder und skizziert mit Hilfe der Texte die Entwicklung Ludwigshafens.
Hier kann zur geographischen Veranschaulichung die Karte über den Lauf des Rheins 1875 (M 10) herangezogen werden.

Alternative:

Statt der Originaltexte kann eine Datenreihe zur Entwicklung der Stadt (M 11) herangezogen werden.

Partnerarbeit:

1. Ordnet das Bildmaterial in einen sinnvollen Zusammenhang.
2. Beschreibt die Bilder.
3. Gliedert die Datenreihe in für die Entstehungsgeschichte der Stadt wichtigen Abschnitte.
4. Erklärt die jeweiligen übergeordneten politischen Rahmenbedingungen, die in der Datenreihe genannt sind.



Lauf des Rheins 1875

(aus: Industrialisierung und Soziale Frage am Beispiel der BASF. Hrsg. BASF, 1988)

Datenreihe zur Entwicklung von Ludwigshafen bis 1865

1606	Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz errichtet auf dem linken Rheinufer ein Vorwerk der Festung und Stadt Mannheim
1720	Das Vorwerk wird in Plänen erstmals als Rheinschanze bezeichnet
1804	Jakob Graf baut auf dem Gelände der Rheinschanze das Gasthaus „Zum Anker“
4. Oktober 1808	Der Mannheimer Gastwirt Carl Hornig erwirbt das Gasthaus „Zum Anker“
18. September 1811	Die französische Regierung genehmigt die Errichtung eines Landeplatzes
1816	Die Rheinpfalz kommt zum Königreich Bayern
27. Dezember 1820	Versteigerung der geschleiften Rheinschanze an den Speyrer Tabak- und Weingroßhändler Johann Heinrich Scharpff. Gründung eines Handelshauses
1822	Offizielle Anerkennung als Ein- und Ausladeort. Genehmigung zur Errichtung einer Schiffslandestelle. Aufstellung eines ersten Kranes.
November 1824	Ein Hochwasser spült einen Kolk in das Land hinein (Winterhafen)
18. September 1825	Anlegen des ersten Dampfschiffes „Der Rhein“ aus Mainz kommend
1827	Verlegung der Zollkontrollstelle von Germersheim an die Rheinschanze. Für größeren Lastenverkehr ist der Rhein südlich der Schanze nicht schiffbar.
1829	Besuch der Rheinschanze durch König Ludwig I. von Bayern. Scharpffs Schwiegersohn Philipp Markus Lichtenberger übernimmt das Handelshaus
1836	Baden schließt sich dem seit 1834 bestehenden Deutschen Zollverein an. Entfernung der Zolllinie zwischen Mannheim (Baden) und der Rheinschanze (Pfalz)
1838	König Ludwig I. genehmigt den Bau einer Eisenbahn von der Rheinschanze nach Bexbach/Saargebiet
24. August 1842	Die Anlegeplätze in der Rheinschanze werden Freihafen
16. März 1843	Der Bayerische Staat übernimmt Hafen und Handelshaus
25. April 1843	Die Rheinschanze erhält den Namen Ludwigshafen
1849	Pfälzer Ludwigsbahn: Eisenbahnstrecke Ludwigshafen - Kaiserslautern - Bexbach
14. Februar 1851	Gebrüder Giuliani erhalten die Genehmigung zur Errichtung einer Schwefel-, Vitiol- und Alaunfabrik
27. Dezember 1852	König Maximilian II. Genehmigt die Bildung einer selbständigen Gemeinde
27. April 1853	Ludwigshafen wird selbständige Gemeinde
1858	Johann Adam Benckiser Chemische Fabrik lässt sich nieder
8. November 1859	Stadterhebung durch König Maximilian II.
1862	Friesenheimer Durchstich. Verkürzung und Begradigung des Rheinlaufs
6. April 1865	Gründung der BASF
12. April 1865	Der Mannheimer Bürgerausschuss lehnt die Eingabe zur Baugenehmigung ab
21. April 1865	Der Ludwigshafener Stadtrat spricht sich einstimmig für die Konzession zum Bau einer Fabrik aus
15. Mai 1865	Baubeginn der BASF

Auszüge aus einer Denkschrift des Handelsstandes in Ludwigshafen von 1850 über dessen Handelsbedeutung, gerichtet an das Handelsministerium in München.

„Mit der Eröffnung der Pfälzischen Ludwigsbahn in ihrer ganzen Ausdehnung ist für Ludwigshafen eine neue Ära aufgegangen. ...

Die enormen Kosten der Eisenbahnanlagen lassen aber annehmen, daß Zweigverbindungen sich nur schwer herstellen lassen, daß somit nur ein Hauptnetz von Schienen sich über Deutschland ausbreiten wird, Adern vergleichbar, welche den Staatskörper mit Bewegung und Leben durchziehen. Es ist also mit Gewißheit vorauszu sehen, daß nur Örtlichkeiten, denen das Glück zuteil geworden, Knotenpunkte zwischen Eisenbahnen und Stromverkehr darzustellen, sich künftig zu Handelsniederlassungen eignen.

Betrachtet man daher vor allem den Rheinstrom als den uralten, natürlichen Verkehrsweg für den überseeischen Handel, der immerdar bestand und bestehen wird, der sich mehr und mehr beleben muß, je mehr er, dem allgemeinen Bedürfnisse gemäß, von seinen drückenden Rheinzöllen entfesselt wird, betrachtet man ferner die bereits bestehenden und die in Ausführung begriffenen Schienenwege, betrachtet man endlich aber alle an seinen Ufern zur Zeit noch befindlichen bedeutenden Handelsplätze ..., so wird man mit jedem unbefangenen Beschauer notwendig zu dem Schlusse kommen, daß nur Köln am Unterrhein seinen alten Ruf als Handelsplatz ferner noch behaupten kann und außer ihm nur, gleich begünstigt, das neue Ludwigshafen mit den gleichen Eisenbahnverbindungen und mit seiner weit günstigeren Wasserstraße am Oberrhein einen raschen und nachhaltigen Aufschwung zu erwarten hat. Ja, man glaubt kühn aussprechen zu dürfen, so gewagt auch diese Behauptung dem noch nicht daran gewohnten Ohre erscheinen mag, daß Ludwigshafen durch seine geographische Lage begünstigt, das Hauptdepot für den süddeutschen Handel werden muß. ...

Ludwigshafen ist der Natur der Lage nach vorzugsweise Speditionsplatz, bietet aber auch für den Produkten- und Kommissionshandel der an Produkten reichen Pfalz ein weites Feld dar.

Hierzu kommt die reiche Ausbeute an Kohlen aus den in der Gegend von Bexbach gelegenen vaterländischen und preussischen Kohlenminen, welche, durch die Bexbacher Bahn hierher verbracht, entweder hier zu Schiffe verladen oder auf das rechte Rheinufer zum Verbrauch durch Private oder in Fabriken und auf Eisenbahnen, die näherer Bezugsquellen entbehren, verbracht wird. Dieser Handel, der schon dormalen täglich 4000 Rentner erfordert, aber sich voraussichtlich bis auf Doppelte steigern wird, sobald

die Schienengeleise bis in die Gruben reichen, werden diesem Platze jederzeit gesichert bleiben, da, begünstigt durch die niederen Transportkosten, die Kohlen der Ruhr mit den eigenen, denen unweit der Saar, eine Konkurrenz fernerhin nicht bestehen können.

Wem aber sollte es unbekannt sein, daß gerade der Speditionshandel es ist, der zur Quelle eines soliden Wohlstandes für seine nähere und weitere Umgebung werden kann?

Bedeutend vor allem ist bekanntlich der Verbrauch an Kolonialwaren und Rohstoffen, namentlich an Baumwolle, in der Schweiz und im Elsaß. Es wurde bereits vorübergehend angedeutet, daß, sowie die Bahn Speyer-Straßburg gebaut ist, Ludwigshafen die Spedition dahin als ausschließliches Monopol für sich beanspruchen wird. ...

So also sind die Aussichten für die Zukunft beschaffen! Keine Stadt am Rhein, kein Handelsplatz Bayerns darf sich größerer Erwerbsquellen rühmen, und es werden diese ihrem Ludwigshafen überhaupt so lange gesichert sein, als die drei Hauptfaktoren für den süddeutschen Handel sind und bleiben: 1. Die Seehäfen London, Liverpool, Havre, Ostende, Antwerpen, Amsterdam und Rotterdam, 2. ihr Rhein, 3. ihre Eisenbahnen.

(nach: Rudolf Wenisch. Ludwigshafen als Verkehrsmittelpunkt in den Jahren 1835 - 1853. Speyer, 1958. S. 193 - 200)

„Pfälzer Kurier“ vom 29. März 1889

„Was Eisenbahnen und Dampfschiffe für die obere Stadt sind, das ist die Große Fabrik für die untere; sie verfügt daselbst über einen ungeheueren Grundbesitz, die Hälfte der Bewohner steht in dienstlicher oder geschäftlicher Beziehung zu ihr, sie ist der eigentliche Quell alles wirthschaftlichen Lebens und Schaffens auf dem Hemshof, ohne sie wäre der Hemshof in seiner heutigen Entwicklung undenkbar. Suchen wir nun von der Plattform des alten Wasserthurmes aus ein Totalbild dieses Farbenkönigreiches mit seinem ameisenartigen Leben zu gewinnen. Unter uns und um uns Haus an Haus, Straße an Straße, Quartier an Quartier, die Anilinfabrik. Nicht weniger als 400 Häuser, Fabrikgebäude, Werkstätten, Arbeiterwohnungen, Bureaux, Laboratorien, Lagerhäuser, Bäder, Schuppen u. dgl. drängen sich hier zusammen, überhöht von etwa einem halben Hundert Fabrikschlotten in allen Formen und Größen, die höchsten derselben bis zu 60 Meter ansteigend und fast die Kirchthürme der Stadt noch überschauend.

Das qualmt und zischt und dampft und kocht an allen Ecken und Enden, als ob die Schlände der Unterwelt sich öffnen wollten, als ob wir an Vulcans Feueresse süßen. Glücklicherweise treibt heute ein frischer Nordost die dunklen Rauchmassen, die diesen ewigen Feuern entsteigen, von hinnen. Wenn sich dieselben aber mit den undurchdringlichen Rheinnebeln vermengen, wenn sie sich pinienartig über der Stadt ausbreiten und als dicke Wolkenballen das Tageslicht verfinstern, dann gewährt es einen eigenartigen Reiz, zu beobachten, wie die in einander wogenden Wolkenhaufen von Zeit zu Zeit in verschiedenen Farbtönen wechseln, bald grau, bald bräunlich, bald gewitterschwarz erscheinen, auf deren ungeheurer Folie sich die hellen, silberbläulichen Dampfwolken der hin- und herziehenden Maschinen seltsam abheben. Es ist klar, daß die zahllosen Feuerherde der Großen Fabrik enorme Mengen Kohle verzehren; sind doch hier nicht weniger als etwa 150 Dampfmaschinen und etwa 60 Dampfkessel im Betrieb. Tagtäglich verschlingen dieselben an 8000 Centner Kohlen, 20.000 Kubikmeter Gas und 20.000 Kubikmeter Wasser.

Gleich merkwürdig sind die Einrichtungen für den Verkehr innerhalb des Gebietes der Fabrik. Auf einem verhältnismäßig engen Raum entfaltet sich ein Schienenngleis von 18 Kilometern Länge. Die Eisenbahn durchzieht alle Straßen und Plätze der Fabrik, dringt in alle Stockwerke der Lagerhäuser und setzt das Etablissement in unmittelbarer Verbindung mit dem Rhein und dem großen Güterbahnhof der Stadt. ...

Etwa 2000 Seelen wohnen in den eigenen, einen ganzen Stadtteil bildenden Gebäuden der Fabrik und zwar in circa 50 Beamten- und in etwa 300 Arbeiterwohnungen. Von letzteren besteht jede aus einem

Wohnzimmer mit Alkoven, einer geräumigen Küche, einem Keller und einer Dachkammer, wofür im Monat nur 6,86 Mark Miete entrichtet werden. Jede Wohnung hat ihren besonderen Eingang. Alle Gebäude dieser merkwürdigen Arbeiterstadt sind nach einem gleichen Grundriß angelegt, haben ein Stockwerk mit einem Dachgeschoß und enthalten 4 vollständig von einander getrennte Wohnungen. Ringsum von schmucken Gärtchen mit Nutzpflanzen oder üppigem Blumenschmuck umgeben, gewähren die regelmäßigen Straßen dieses Quartiers den Eindruck sehr gleichartiger Pflege und Säuberlichkeit, und eine Fülle von Licht und Luft durchdringt diese Räume, wie sie zahlreiche Wohnungen in größeren Städten genießen.

Am interessantesten erschien uns ein Besuch der großen Speiseanstalt der Fabrik während der Mittagszeit. Etwa 600 Arbeiter frequentieren dieselbe und in wenig mehr als fünf Minuten waren die sämtlichen Portionen unter die Gäste vertheilt. Für Gemüse und 75 Gramm beinfreies Fleisch bezahlt der Arbeiter 20 Pfennige und für ein halbes Liter Kaffee, dessen Qualität demjenigen in Gasthäusern nicht nachsteht, 2 Pfennige. Dass die Speiseanstalt bei diesen fabelhaft billigen Preisen der Fabrik einen Zuschuß abnöthigt, ist selbstverständlich, sie übernimmt auch all Kosten bei der Bewirthschaftung. Für die „Farbigen“, wie die in den Farblaboratorien beschäftigten Arbeiter kurzweg genannt werden, bestehen sechs große Badeanstalten mit Bassins und Brausen, so dass die Arbeiter einer jeden Farbenabteilung ihre eigenen Reinigungs-Localen haben.“

(aus: Siegfried Fauck. Ludwigshafen a. Rh. - so wie es war. Düsseldorf, 1986. S. 36 - 37)

Der Rhein als Lebensader der BASF

„Der Rhein ist die Lebensader des Werkes. Ohne sein Wasser wäre die chemische Produktion nicht denkbar. Die BASF besitzt Kais zum Güterumschlag mit einer Länge von 5,5 km. Sie verfügt über eigene Tankschiffe. Sie benötigt täglich 4000 t Kohle und Koks. ...

Der Rhein trägt nicht nur den Massenumschlag des Werkes, er versorgt es auch mit Wasser. In den Straßen des Werkes ... liegen nebeneinander die Leitungen für ungefiltertes Rheinwasser, Trinkwasser, Brunnenwasser, entkalktes Wasser. Die Rohre haben lichte Weiten bis zu 1,20 m. Drei Wasserwerke ziehen aus dem Rhein täglich 2 Millionen Kubikmeter Wasser, das ist das Siebzigfache dessen, was die Großstadt Ludwigshafen täglich verbraucht.“

(aus: Großstadt am Rhein. 2. Teil. Kaiserslautern, 1962. S. 19)

Arbeitsanleitungen zu M 12 - M 14

1. Arbeitet die Texte unter dem Aspekt Standortvorteile Ludwigshafens durch.
2. Welche Funktionen hat der Rhein in der historischen Entwicklung der Stadt (unter Einbeziehung der Texte von M 3 - M 9)?

Ergebnisse siehe: Mögliches Tafelbild

3. Gruppenarbeit:
Wir schreiben das Jahr 1858. Verfasst eine Petition an König Maximilian II. von Bayern mit der Bitte um Erhebung der Gemeinde Ludwigshafen zur Stadt.

Möglicher Anfang:

An seine allergnädigste Majestät.

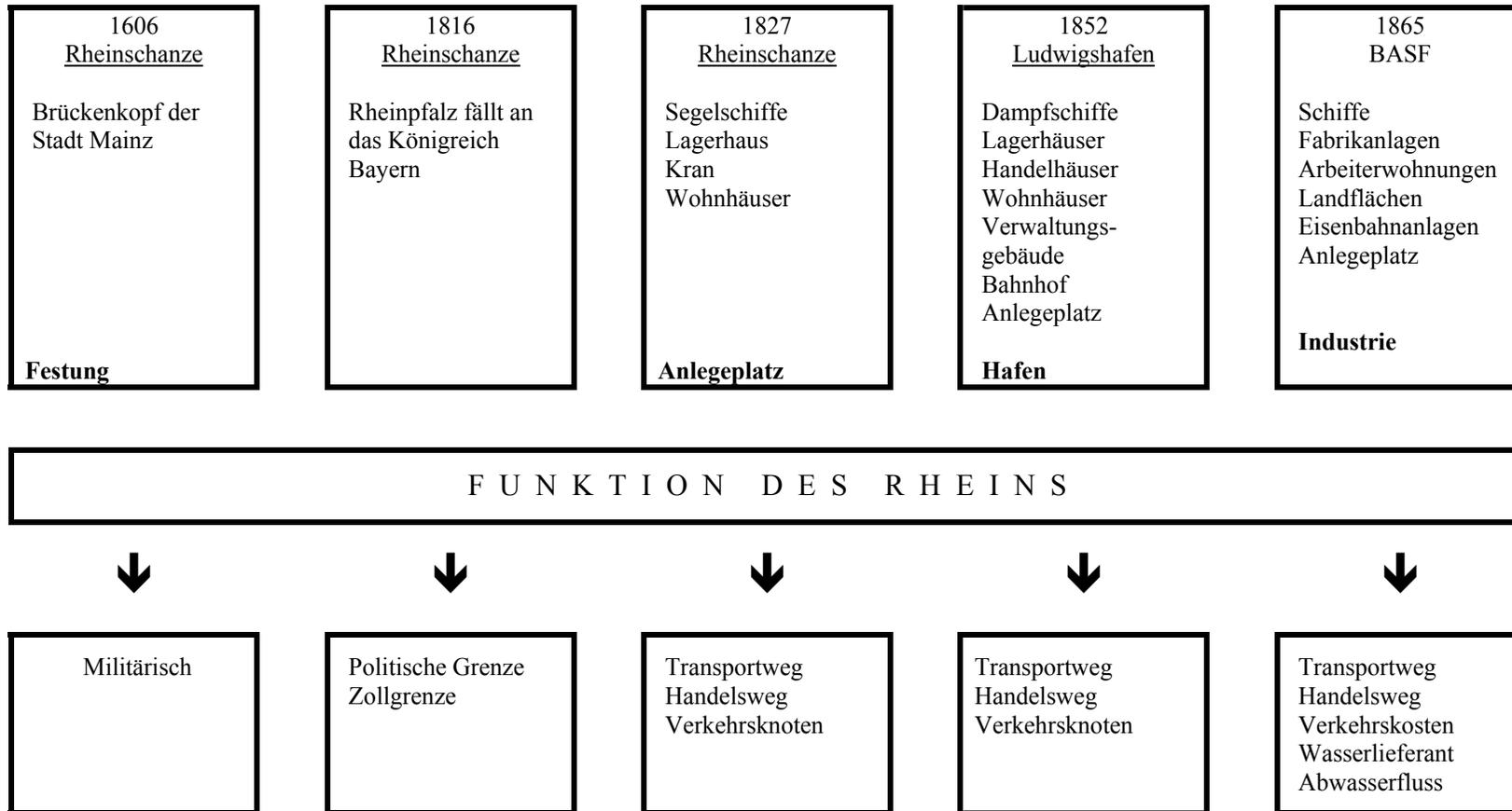
Die Gemeinderäte der Stadt Ludwigshafen erlauben sich untertänigst ...

4. Gruppenarbeit:
Fertigt eine Collage über den Wandel des Rheinbildes an.

Möglicher Titel: Vom Mythos zum Wirtschaftsfaktor

Mögliches Tafelbild

Der Rhein und die Entstehung von Ludwigshafen



Zeitgenössischer Bericht eines Arbeiters von 1898

„Ich arbeite in ... und hatte anfänglich einen Taglohn von Mark 2,08, der sich innerhalb zwei Jahren auf Mark 2,28 steigerte. Ich habe die Vergünstigung, daß ich anstatt 6 Tage eigentlich 7 ½ Tage pro Woche arbeiten darf, und zwar in der Weise, daß ich viermal wöchentlich von morgens 6 bis abends 8 Uhr arbeite; in diesem Falle muß ich des Morgens um ½ 5 Uhr aufstehen und komme des Abends ¼ 10 Uhr nach Hause. Zweimal wöchentlich arbeite ich von 4 Uhr morgens bis 9 Uhr abends nach Hause. Für diese Arbeitszeit erhalte ich einen Wochenlohn von Mark 17,10. Davon gehen ab für Krankengeld 1 ½ Prozent, für Invalidenversicherung 15 Pfg., so daß mir Mark 16,53 verbleiben. Bemerken will ich noch, daß ich mich, ohne einzukehren oder sonstigen Aufenthalt zu nehmen, direkt von meiner Wohnung zur Fabrik und umgekehrt begeben etc.“

(aus: Industrialisierung und Soziale Frage, Hrsg. BASF, 1988)

M 17

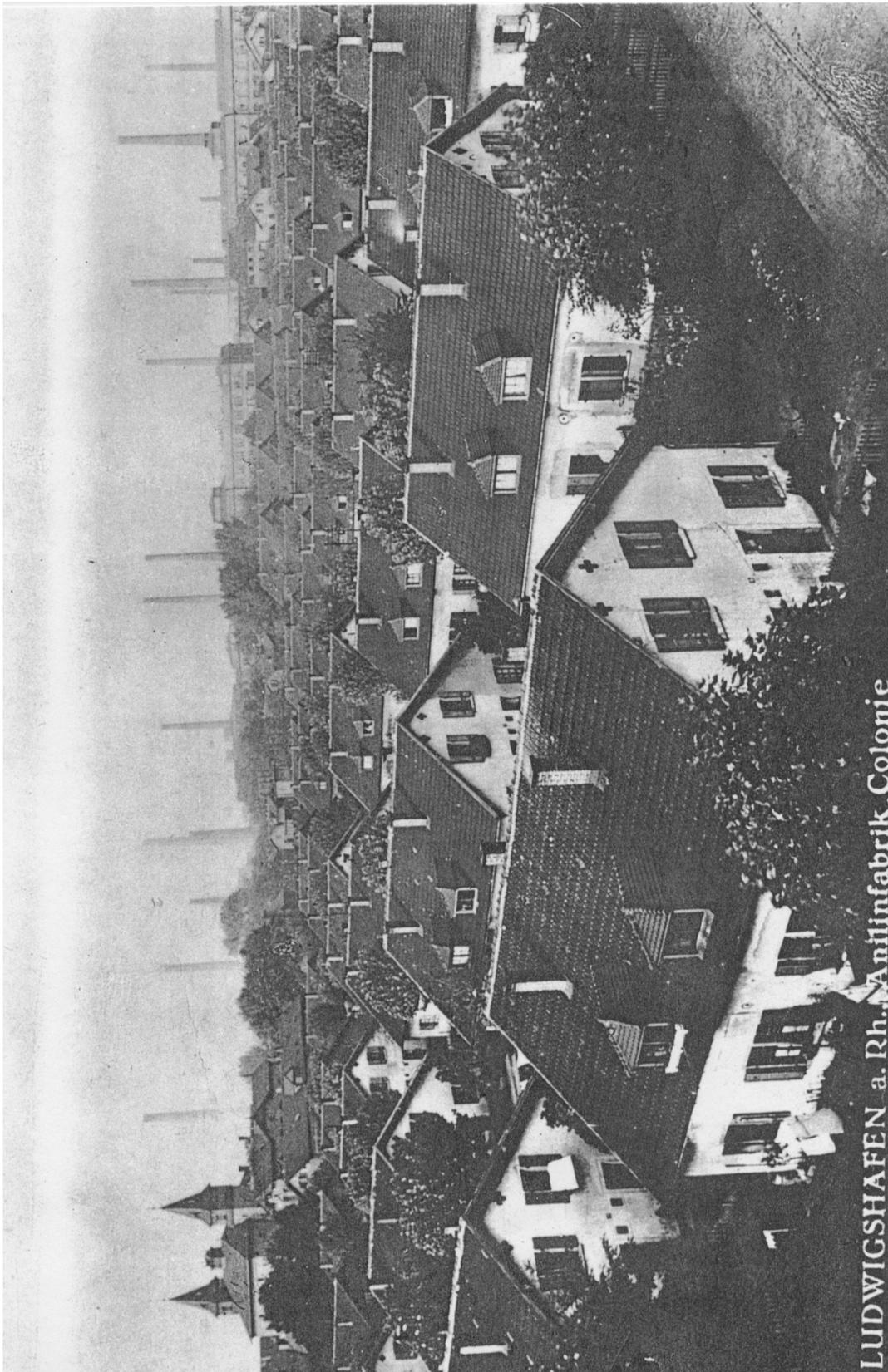
Abwasserbeseitigung

„Vor 100 Jahren war die Abwasserbeseitigung ein Problem, das insbesondere die wachsenden Industriestädte vor schwierige technische Aufgaben stellte. Diese Aufgaben waren besonders dann kompliziert, wenn - wie im Fall Ludwigshafen - das zu entsorgende Gebiet tiefer als die üblichen Hochwasser des Vorfluters [hier der Rhein] lag und die Abwässer somit einen Hochwasserdamm überqueren mußten. ...

Schon die ersten Straßen in Ludwigshafen konnten, da sie etwas tiefer angelegt waren als die bereits bestehenden Hochwasserdämme, trotz Nivellement letztlich nur durch den Rheindeich querende Kanäle entwässert werden. Man hatte daher Mitte der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts mit dem Bau des ersten Kanals in der Oggersheimer Straße begonnen. Später kamen noch weitere Kanäle hinzu, die ausnahmslos unter den Rheindamm in den Rhein mündeten. Diese Kanaleinmündungen waren zwar mit Schiebern versehen, jedoch waren diese nicht dicht genug gegen aufgestautes Wasser, so daß dieses durch die Deiche oftmals auf die Grundstücke und in die Keller drang. Andererseits floß bei Hochwasser keinerlei Abwasser ab, so daß es immer schon nach wenigen Hochwassertagen zu kaum beschreiblichen unhygienischen Zuständen durch die aufgestauten Abwässer kam. ...

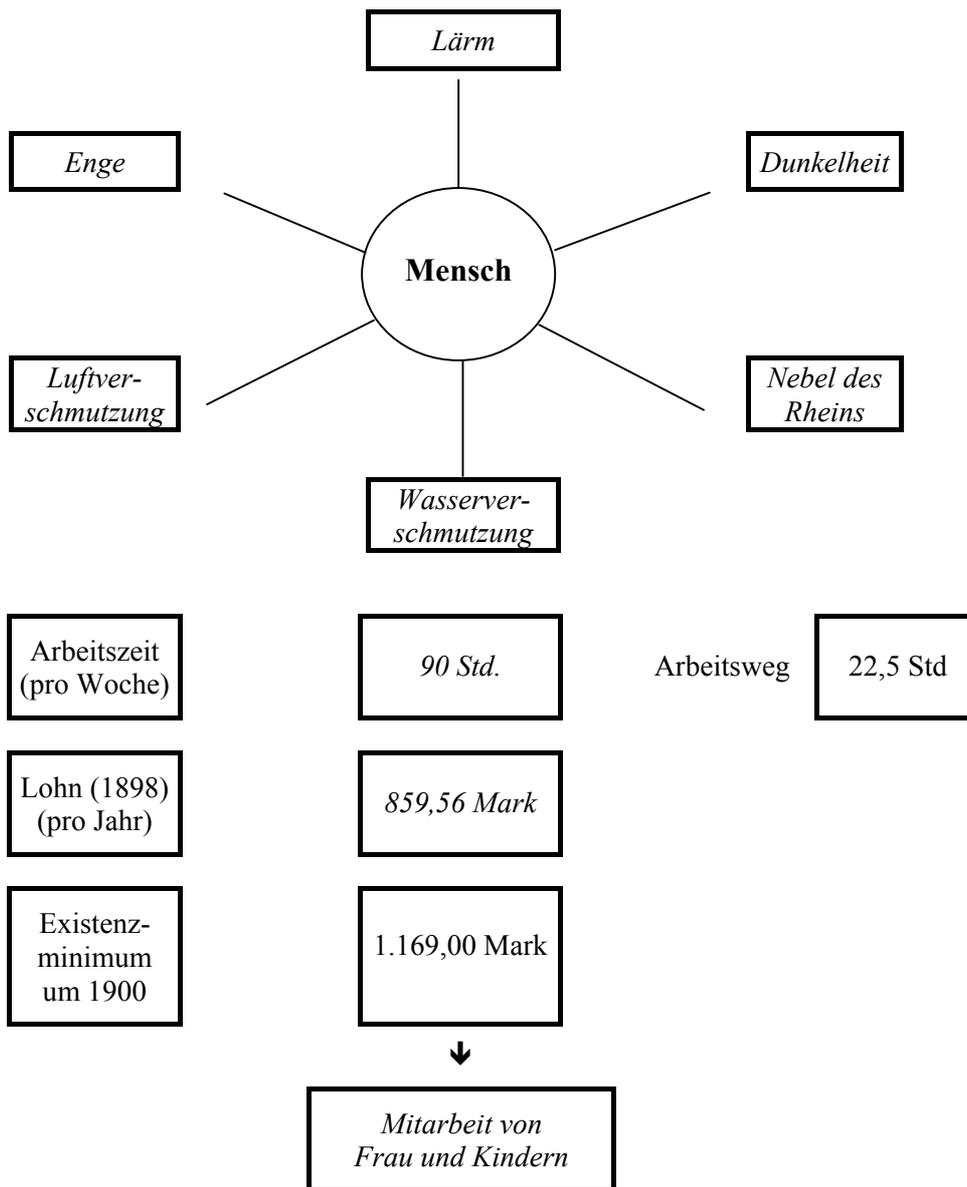
Die Auseinandersetzungen um die Rheinverschmutzung waren schon etwas langwieriger, obwohl diese Bedenken von seiten der Hygiene im Vergleich zu den heutigen Konflikten in Sachen Umwelt doch sehr zaghaft vorgebracht wurden. Hier bemühte man die größten deutschen Kapazitäten auf dem Gebiet der Abwassertechnik, die einmütig mit großer Geste die vorgebrachten Befürchtungen zur Rheinverschmutzung in das Reich der Fabel zu verbannen versuchten. Dem starken Vater Rhein - so etwa lautete der Tenor - könne eine solch lächerlich geringe Beimischung wie die Abwässer der Stadt Ludwigshafen einschließlich ihrer Industrie nichts anhaben.“

(aus: Thomas Breier. Eine Stadt wird gebaut. Ludwigshafen, 1994. S. 31, 33)

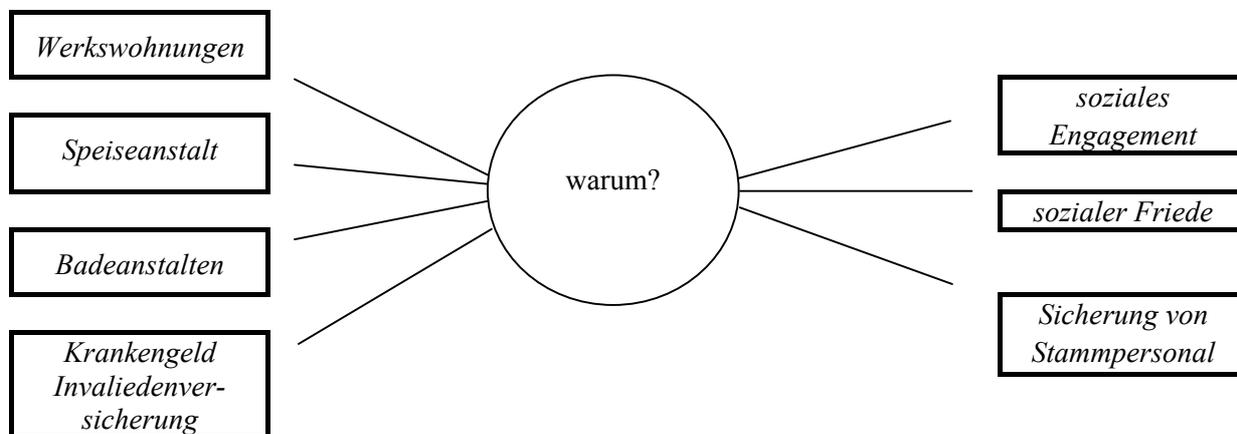


(aus: Thomas Breier. Eine Stadt wird gebaut. Ludwigshafen, 1994. S. 28)

U
M
W
E
L
T



Soziale Einrichtungen



Anmerkung:
Die kursiv gesetzten Begriffe im Arbeitsblatt sind bereits als mögliche Schülerergebnisse eingefügt.

Arbeitsanleitungen:

1. Vervollständigt mit Hilfe der Texte M 13, 16 und 17 das Arbeitsblatt M 19.
2. Gruppenarbeit:
Ludwigshafen 1866. Erstellt als Mitarbeiter der Personalabteilung der BASF ein Flugblatt zur Werbung von Arbeitskräften. (Hilfsmittel: M 13, 16, 18. Hinweis, dass die Adressaten bestenfalls über Grundkenntnisse des Lesens verfügen)
3. Rollenspiel:
Ein Dorf in der Pfalz 1866. Das Oberhaupt einer bäuerlichen Familie kommt mit einem Flugblatt zur Anwerbung von Arbeitskräften nach Hause. Diskutiert das Für und Wider eines Umzugs nach Ludwigshafen.
4. Ludwigshafen 1867. Nach dem Umzug nach Ludwigshafen schreibt ihr als Kind der Arbeiterfamilie X einen Brief über eure persönliche Lebenssituation und die eurer Familie an eure/n in der Pfalz gebliebene Freundin/gebliebenen Freund.

Wolfgang Bickel

**Tunnelportale im Rheintal
als Dokumente des Konflikts zwischen
Rheinromantik und Verkehrserschließung**

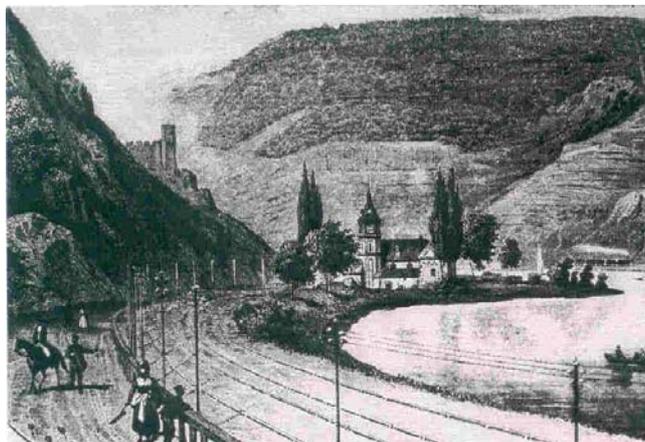


Loreley-Tunnel 1991
Foto: Autor

Mit dem folgenden Beitrag soll gezeigt werden, dass eine genauere Betrachtung der Tunnelportale der beiden Rheinstrecken erstaunliche Aufschlüsse über das Spannungsverhältnis zwischen Verkehrs- und Technikgeschichte einerseits und Mentalitätsgeschichte andererseits geben kann. Diese eisenbahngeschichtlichen Denkmäler im Rheintal sind hierfür besonders geeignet, weil sie das Zusammentreffen zweier emotional hoch aufgeladener Vorstellungskomplexe dokumentieren: des zukunftsorientierten „Siegeszugs der Eisenbahn“ mit dem vergangenheitsorientierten „Zauber des Rheins“. Unter diesem Gesichtspunkt kann an ihnen jene Spannung zwischen Fortschrittsglaube und Vergangenheitsbeschwörung aufgezeigt werden, die die Geschichte des 19. Jahrhunderts überhaupt bestimmt. So betrachtet ist es denkbar, mit Hilfe dieser Baudenkmäler in eine Epoche einzuführen, zu deren Wesensmerkmalen der technische Fortschritt, die Forcierung jedweder Bewegung und der Traum von der Überwindung der natürlichen Grenzen des Menschen gehören.

Das Thema ist darüber hinaus geeignet, die Überlagerung der unterschiedlichen Wahrnehmungs- und Wirklichkeitsebenen aufzuzeigen, die es unmöglich macht, mit herkömmlichen Entweder-Oder-Methoden zu operieren: immer sind derartige Dokumente zugleich Sache wie Symbol. Die Felsentore muten mittelalterlich an und sind doch reinstes 19. Jahrhundert, sie sind Auffangvorrichtung für abgehendes Geröll und zugleich Zierrat, sie sind auf die Landschaft bezogen und auf den rollenden Verkehr, mit ihnen wird die Ingenieurleistung gefeiert und zugleich verbrämt.

Darstellungen des Rheintals, die bald nach der Inbetriebnahme der ersten, der linksrheinischen Eisenbahnstrecke entstanden, kommentieren die neue Verkehrserschließung auf zweierlei Weise. Dies kann an zwei Stahlstichen gezeigt werden, die ungefähr zur selben Zeit entstanden und benachbarte Talabschnitte zeigen. Während die Ansicht der Burg Rheinstein die Dampflok in die malerische Szene integriert (Abb. 1), weist die der Clemenskirche mit der überdimensioniert dargestellten Bahntrasse auf den Einbruch des neuen Verkehrsmittels in die Landschaftsgestalt hin (Abb. 2).



Im Allgemeinen überwiegen Darstellungen, die den atmosphärischen Reiz des mit mächtiger Rauchfahne in der Ferne dahinziehenden Zuges für die Landschaftsgestalt zu nutzen wissen, womit die Technik gleichsam am Horizont bleibt. Dieser Grundgedanke, das Rheintal sei eine von der Industrialisierung verschonte, ursprüngliche Landschaft, in der der Mensch wiederfinden kann, was er sonst schon verlor, war ein zentraler Impuls der Rheinromantik gewesen. Der Gedanke überschlägt sich gleichsam, wenn er Illusionen produziert wie die Astudin-Postkarten aus der Zeit um die Jahrhundertwende (Abb. 3, 4), die das Tal überhaupt ohne moderne Verkehrsbauten zeigen - im äußersten Fall mit sehr altertümlichen zerfahrenen Wegen -, obgleich und weil das Tal vom Donner der rollenden Eisenbahnzüge und vom Stampfen der Dampfschiffe so erfüllt war, dass man das einstmals berühmte fünffache Echo an der Loreley nicht mehr hören konnte. Auch dies gehört zur Genese der Kapellentürme und Burgmauern an der Eisenbahntrasse.



Oberwesel. Die Ansichtskarte von Astudin (oben) erschien etwa 50 Jahre nach dem Bau der Bahntrasse

In den pittoresken Tunnelportalen finden sich beide Formen des Umgangs mit dem Fortschritt wieder, insofern sie den verkehrstechnisch begründeten Bergdurchstich malerisch einbinden und zugleich seine Bedeutsamkeit dokumentieren. Der hierbei betriebene architektonische Aufwand erscheint vom Ende des 20. Jahrhunderts her betrachtet als unangemessen, zumal er offensichtlich nicht aus jenem Zweckmäßigkeitsdenken heraus zu verstehen ist, das die Baukunst des 20. Jahrhunderts über lange Zeit prägte.

Und doch erschließt sich ihr Sinn dem, der bereit ist, sich auf ihre Formensprache einzulassen und sie, wenn möglich, in ihrer Funktion zu betrachten, also zuzusehen, wie ganze Reisezüge in den Felsentoren verschwinden oder plötzlich aus ihrer dunklen Mitte erscheinen. Dieser Vorgang sollte offensichtlich feierlich inszeniert und zugleich kommentiert werden. Dabei verbindet die Aufgabe, den Beginn und das Ende eines wichtigen Streckenabschnitts zu markieren, die Tunnelportale mit den anderen Beispielen der Eisenbahn-Architektur, den Empfangsgebäuden der Bahnhöfe und den Brückentürmen, die man alle erst recht zu verstehen beginnt, wenn man sich vergegenwärtigt, in welchem Maße das 19. Jahrhundert Inszenierungen liebte. Dies gilt für den politischen, den militärischen, den privaten Bereich gleichermaßen. An dieser Stelle wird ein weiterer, wichtiger Aspekt sichtbar, der der Reiseinszenierung. Es braucht also nicht zu verwundern, wenn die Beispiele im Rheintal vergleichsweise üppig gerieten, handelte es sich doch um die Inszenierung der Rheinreise, deren Bedeutung durch sehr tiefliegende Impulse, die sich im Patriotischen, im Schwärmen für die Zeit der Helden und Märchengestalten, im Wunsch nach Teilhabe an einem größeren Leben ausdrückten. „Rheingold“ war ein Zauberwort.

Aber unter diesem Gesichtspunkt bildet ihr baukünstlerischer Reichtum auch die Problematik der Erschließung des Tales für den modernen Verkehr ab: Die Eisenbahn als Symbol des Fortschritts drang in eine Landschaft ein, die als Inbegriff einer romantischen, verschonten Welt galt. Indem sie diese Landschaft dem modernen Reiseverkehr erschloss, hob sie auf, was ihren Reiz für den Reisenden ausgemacht hatte, die Weltferne. In dieser Hinsicht zeigen die Portale, wie man die Trasse einzufügen und mit dem Genius der Landschaft zu versöhnen versuchte und darüber hinaus bemüht war, den malerischen Reiz des Tals durch weitere mittelalterlich anmutende Bauten zu erhöhen. Mit Kapellen-, Kirchtürmen und Burgzinnen neben den Gleisen versuchte man, Vergangenheit und Zukunft zu amalgamieren.

Man könnte versucht sein, darin einen Potemkinschen Effekt zu sehen. Aber die Problematik wurde damals tiefer empfunden, und die Sensibilität für den Vorgang war größer als in späteren Jahren: Die Tunnelportale zeigen, dass in den Jahren um 1860 noch ein Gespür dafür vorhanden war, dass das Durchbohren der Berge ein problematischer Eingriff in die Landschaftsgestalt ist. Seitdem man über die technischen Möglichkeiten verfügte, seit der Antike also, hatte man es so gesehen, und vielen war es noch im 19. Jahrhundert so erschienen; die Diskussion über den Bau des Loreleytunnels zeigt es. Aber vielen erschien der Tunnelbau aus demselben Grund als Beweis für den Sieg des menschlichen Geistes über die Natur, gemäß dem alten abendländischen Mythos, der im 19. Jahrhundert zu kulminieren begann und zur Zwangsvorstellung vom Besiegen der Natur überhaupt wurde.

Wie sehr sich aber selbst im Kreis der Ingenieure ein Gespür für das Problematische des Tunnelbaus erhalten hatte, zeigt das 1871 entstandene Loblied auf diesen Berufsstand, in dem von der Heldengestalt des Ingenieurs gesagt wird, dass es ihr Spaß mache, die Erde unverfrostet zu durchbohren.

Aus dieser Perspektive betrachtet, kann man in den Schauwänden vor den Tunnelröhren auch eine Kommentierung der kühnen Heldentat sehen. Wenn dabei eine technische Glanzleistung mit mittelalterlichen Architekturzitaten dekoriert wurde, dann war dies auch eine Weise, die Leistung der Ingenieure mit jenen Heldentaten vergangener Zeiten zu verbinden, von denen die Burgen auf den Höhen ringsum kündeten.

Zu den genannten Gesichtspunkten tritt ein weiterer hinzu, der auf die psychologische Dimension hinweist. Zu ihr gehören die Vorstellungen vom Reisen, von den dabei zu erfahrenden Abenteuern, vom Gewinn, den man dabei einfährt. In diesen Zusammenhang gehören auch die vielfältigen teils bewussten, teils unbewussten Erwartungen, die mit der Reise durch die Tiefe verbunden sind. Sie beginnen mit dem für damalige Zeiten spektakulären Erlebnis, unter einem Berg hindurchzufahren und auf solche Weise in der mühelosen Überwindung des naturgegebenen Hindernisses etwas vom Fortschritt zu spüren. Und der Reisende erfuhrt dabei etwas von dem zugleich Faszinierenden und Unheimlichen, das dem Gang durch die Tiefe anhaftet. Letztlich ist es die Sehnsucht nach der Begegnung mit dem Schauerlichen als Kick der Reiseerfahrung. In dieser Hinsicht sind die Tunnelportale Nachfahren der Felsentore und Höllentore, durch die der Initiant zu gehen hatte. Von diesen Zusammenhängen weiß der Reisende im allgemeinen nichts, und doch bestimmen sie seine Einschätzungen unbewusst.

An dieser Stelle mündet die allgemeine Geschichte der Tunnelportale wieder in die des Rheintals ein, denn eine „Rheinreise“ war mehr als die Angabe einer Landschaft als Reiseziel. Mit ihr verbanden sich vielfältige, zuweilen abenteuerliche Vorstellungen. Alle waren gleichsam hochgespannt und in jeder Hinsicht das Gegenteil nüchterner Abwägungen. Wenn nicht gar das Rauschhafte, so gehörte aber doch ein gehobenes Lebensgefühl entschieden dazu, das im 19. Jahrhundert seine besondere Ausprägung erhielt.

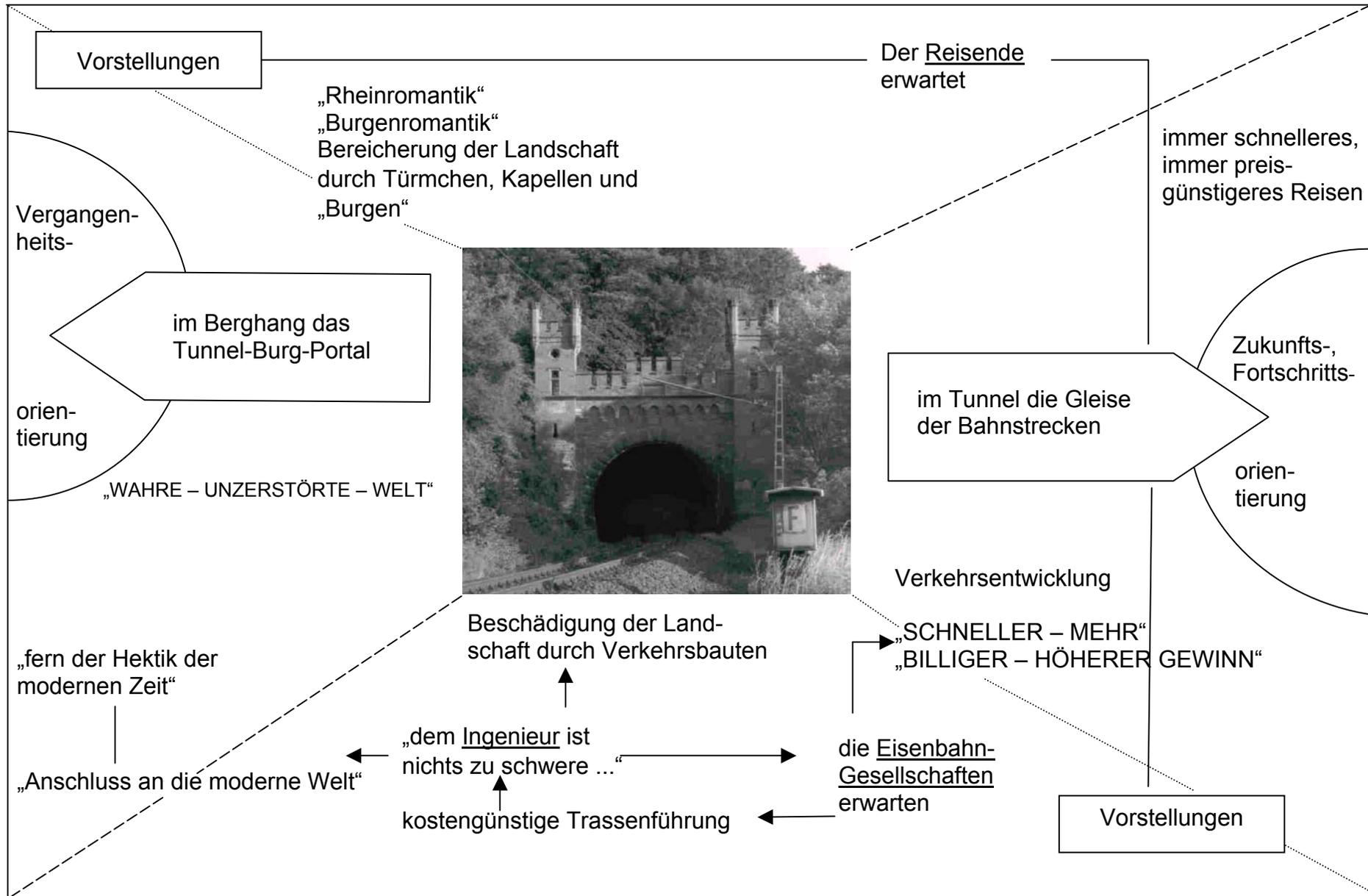
Man versteht die Bedeutung dieses Lebensgefühls und seine spezifische rheinische Potenzierung besser, wenn man es als die Kehrseite des technischen Fortschritts betrachtet, der nicht zuletzt in der Verkehrsentwicklung das Lebensgefühl in hohem Maße tangierte.

Diese Entwicklung hatte bei aller Rationalität etwas Rauschhaftes, wie denn der Siegestaumel eine Vorstellung von großer Attraktivität war. Die Eisenbahn barg für jedermann, der ein Billett hierfür löste, die Möglichkeit, ein wenig vom Geschwindigkeitsrausch zu spüren.

Von diesen sehr allgemeinen Betrachtungen ausgehend, können die Tunnelportale zwischen Oberwesel und St. Goar als Unterrichtsgegenstände der Erschließung der Ambivalenz des Fortschritts und ihrer Wahrnehmung im 19. Jahrhundert wie der der verkehrs- und mentalitätsgeschichtlichen Entwicklung in diesem Raum dienen.

Die in den folgenden Seiten vorgeschlagenen Unterrichtsmaterialien werden als Bausteine gegeben, ohne dass eine Reihenfolge des Einsatzes vorgeschlagen werden kann, denn da es sich bei den Unterrichtszielen stärker um Einsichten als um abfragbares Detailwissen handelt, der Gedankengang also eher spiralförmig denn als gerade-linear zu denken ist, müssen sie variabel zur Verfügung stehen. Als Einstieg erscheint die Ansicht der beiden Ostportale des Loreleytunnels, die in einhundertjährigem Abstand entstanden, denkbar.

Die dabei sich möglicherweise einstellende Struktur des Unterrichtsgeschehens könnte die folgende Gestalt haben.



„Der Tunnel im Schnittpunkt von Vergangenheitsbeschwörung und Fortschrittsglauben“

Anmerkungen zum Bau der Strecke

Daten zur Geschichte der Eisenbahnstrecken im Rheintal:

Die ersten Pläne, die nieder- und oberrheinischen Wirtschaftsräume durch eine Rheintalbahn zu verbinden, stießen vor allem auf militärisch-strategische Bedenken. Dennoch wurde mit der Eröffnung der Strecke Köln-Bonn am 15. Februar 44 ein erster Schritt getan. Den weiteren Ausbau der Strecke bis Koblenz lehnte die preußische Regierung 1844 ab.

Neben militärischen wurden technische Bedenken angeführt, auch war inzwischen eine Diskussion über eine rechts- oder linksrheinische Linienführung entfacht. Im Jahr 1854 schließlich erhielt die Bonn-Cölner-Eisenbahn-Gesellschaft die Konzession zur Verlängerung der Strecke bis Rolandseck. Sie wurde 1856 in Betrieb genommen. Die preußische Regierung genehmigte 1856 den Bau der Strecke bis Bingerbrück. Die hessische Regierung im selben Jahr den der Anschlussstrecke Mainz - Bingen. Am 15. Dezember 1859 war die Gesamtstrecke Köln-Mainz befahrbar.

Der Bau der rechtsrheinischen Strecke begann mit dem Abschnitt Wiesbaden - Rüdesheim, der 1856 eingeweiht wurde. Es folgte der Abschnitt Rüdesheim-Oberlahnstein 1862. Die gesamte Strecke bis Troisdorf war 1871 fertiggestellt.

Literatur:

Wolfgang Bickel:

Der Siegeszug der Eisenbahn, Zur Bildersprache der Eisenbahn-Architektur im 19. Jahrhundert. Worms 1996

Otto Westermann:

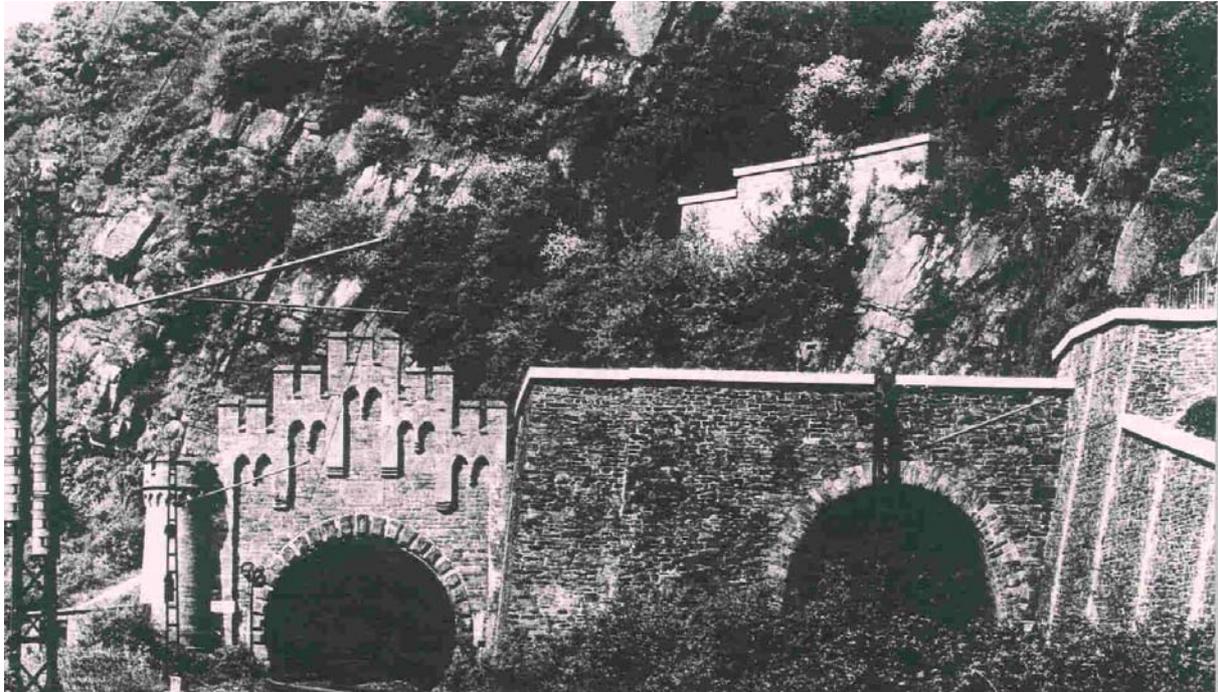
Junge Eisenbahn im 2000-jährigen Goldenen Mainz, Mainz (o.J.), S. 26ff
(die Zitate aus dem Aufsatz von 1861)

Arthur von Mayer:

Geschichte und Geographie der Deutschen Eisenbahnen von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart 1890, 2 Bände, Berlin 1891, 2. Band, S. 535 (Über die Bedeutung der Eisenbahnen in der Gegenwart)

Allgemeines Deutsches Kommersbuch, 86. - 90. Aufl., Lahr (o.J.), S. 141

Alte und neue Osteinfahrt des Loreley-Tunnels



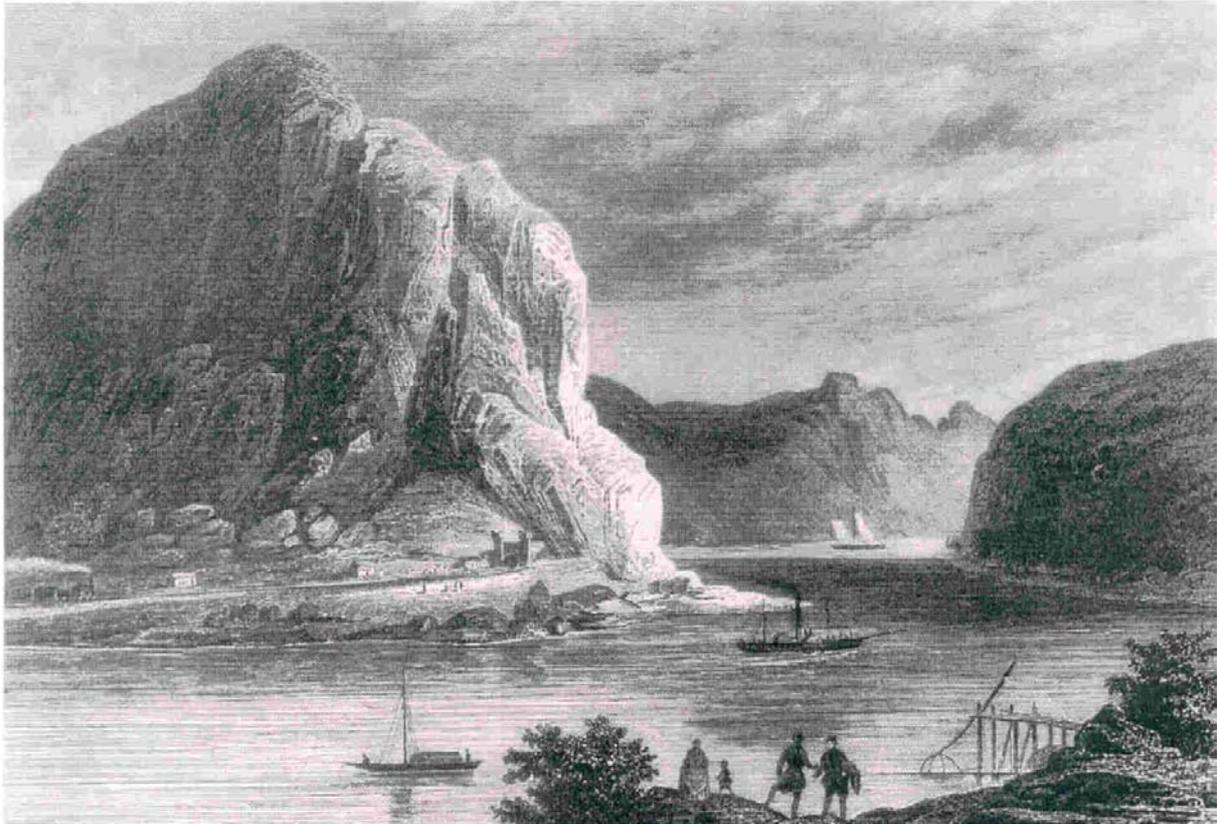
Inschrift auf dem Portal des alten Tunnels: „Unter der Regierung Herzogs Adolph zu Nassau erbaut in den Jahren 1859 - 1861“. Die zweite Tunnelröhre entstand im Zusammenhang mit der Elektrifizierung der Rheinstrecke in den Jahren 1960/61.

Foto: Autor

1861, also im Jahr der Fertigstellung des ersten Tunnels, erschien ein Aufsatz, der die Argumente zusammenfasst, die im Zusammenhang mit dem Bau der beiden Eisenbahnlinien im Rheintal geäußert worden waren:

„Trotz allen Katzbalgereien und Streitigkeiten ist die rheinische Eisenbahn dennoch fertiggestellt worden. In der That ist nicht leicht gegen einen Schienenweg so viel declamirt, pererirt, demonstrirt worden, wie gegen denjenigen, der jetzt von Bingen bis Bonn führt. Von religiösen Fanatikern, welche die Erfindung der Dampfmaschinen für ein Werk des Teufels halten, und von politischen Krebsgängern, welche das Volk gern auf der alten deutschen Postschnecke kriechen sähen, während sie selbst in vierspännigen Carossen dahinjagen, will ich gar nicht reden. Ihre Bestrebungen werden mit der Zeit auf dem Nullpunkt zu stehen kommen. Aber auch viele sonst ganz vernünftige Leute haben sich immer mächtiglich ereifert, wenn von einer Eisenbahn an den Ufern des Rheins die Rede war. Naturschwärmer riefen: Ihr werdet uns die schönen Felsen und die landschaftlichen Bilder verderben. Idyllische Landhausbewohner ließen sich vernehmen: Ihr stört uns die freundliche Ruhe unserer Wohnungen. Die Fuhr- und Postleute klagten: Unsere Geschäfte gehen zu Grunde. Die Schiffer und Dampfschiffer lamentirten: Wofür läßt der liebe Gott denn den Fluß zwischen den Bergen hinlaufen, als daß wir ihn mit unseren Fahrzeugen ausbeuten? Und dazu meinten noch die Wirthe, es wäre schon an den Dampfschiffen genug, die Züge der Eisenbahn würden die Gäste in noch rascherem Lauf vorbeiführen. Lauter dummes Zeug! Die Landschaft ist so schön geblieben, wie sie es immer war, die Ruhe ist für den vorhanden, der sie im Herzen trägt, und sonst hat die Concurrenz die ökonomischen Verhältnisse des Landes eher gebessert wie verschlechtert, denn der Preis der Liegenschaften ist gestiegen und überall wird gebaut und angelegt. (...)“

Loreley-Tunnel, vor 1881



Loreley, Stahlstich von C. Mayer, Nürnberg, nach einer Zeichnung von Klimsch, vor 1881.
Der Stahlstich vermittelt einen guten Eindruck von den Vorstellungen, die man mit dem Tal des Mittelrheins verband.

Auf der Abbildung erkennt man die Tunneleinfahrt.
Hinsichtlich der Größe entspricht sie im Verhältnis zum Felsen nicht der Wirklichkeit. Es ist anzunehmen, dass mit dieser „Verzeichnung“ eine besondere Aussageabsicht verbunden ist.

Die Bedeutung der Eisenbahnen in der Gegenwart - Text aus dem Jahre 1891

Über „die Bedeutung der Eisenbahnen in der Gegenwart“ handelt ein Text aus dem Jahre 1891:

„Ursprünglich waren die Eisenbahnen nur als ein vervollkommnetes Beförderungs- und Transportmittel gedacht. Bei der durch sie selbst hervorgerufenen gewaltigen Verkehrssteigerung wurden sie indes auch bald eine Erwerbsanstalt für ihre Eigentümer und bei der hierdurch bedingten Ermuthigung zu immer grösseren Eisenbahnbauten Förderer für Handel und Industrie, bis sie der mächtigste Schöpfer und Träger aller Volkswohlfahrt geworden sind. Jeden Industrie-, jeden Erwerbszweig haben sie zu vollster Machtentfaltung angespornt; die Technik haben sie gezwungen, mit gewaltiger Hand brausende Ströme, tiefe Täler, unwegsame Sümpfe durch gigantische Bauten zu überspannen, den Schienenwegen Felsengebirge zu öffnen, oder sie hinauf zu führen bis an die Region des ewigen Schnees, tosenden Giessbächen ihr silberglänzendes Bett zu nehmen und die wilden Wassermassen in neue Pfade zu leiten. - Im Lauf ihrer Entwicklung trat aber noch ein neues Moment hinzu, wodurch sie gleichzeitig auch zum Schützer dessen berufen wurden, was sie geschaffen. Es ist dies ihre strategische Bedeutung.

Manche wähten die Eisenbahnen dadurch, dass sie den innigsten wechselseitigen Verkehr zwischen den Nationen ermöglichten, als sicheren Friedensbringer; doch Kains Geschlecht lebt weiter fort:

So wie der Bahnzug saust übers starre Gleise,
So geht über Menschen der Menschheit Reise!
(A. von Hanstein)

Sind sie also bis jetzt auch noch nicht absolute Friedensbringer geworden, so tragen sie doch wesentlich zur Abkürzung der großen Kriege und zur Minderung der Kriegslasten für das Land bei, da sie einerseits die sonst monatelangen Concentrations- und fortdauernden Nachschubmärsche mit ihren schweren Einquartierungslasten fortfallen machen und andererseits unvergleichlich grössere Massen-Concentrationen ermöglichen, hierdurch aber die Entscheidungskämpfe beschleunigen. Diese Lehre und Erfahrung hat sich aber erst im Lauf der Zeit herausgebildet.“

Loreley-Tunnel



Foto: Autor

Aus vielen Gründen galten die Tunnel- und Brückenbauten den Zeitgenossen als Ruhmesleistungen ihrer Zeit. Warum dies so war, verraten die folgenden Zitate:

Aus einem katechismusartig aufgebauten Handbuch über das Eisenbahnwesen:

„Wann wird beim Unterbaue einer Eisenbahn ein Tunneldurchstich erforderlich?

Ein Tunneldurchstich kann bei Eisenbahnen in sehr verschiedenen Fällen erforderlich werden. Meistens dürfte sich die Nothwendigkeit in jenem Falle ergeben, wo sich die Herstellung eines Tunnels billiger ergibt, als die Ausführung eines Einschnittes von so bedeutender Tiefe; im Allgemeinen erscheint eine Tiefe von 20 bis 25 Meter als diejenige, bei welcher der Bau eines Tunnels ökonomischer erscheint. (...)

Während die Tunnelbauten in früherer Zeit zu den seltenen Erscheinungen gehörten und selbst bei wenigen Straßen und Canälen meist nur in Felsen gehauen wurden, trat dieser wichtige Zweig der Ingenieurbaukunst mit dem Entstehen der Eisenbahnen in eine neue Periode. Man sah sich mit einem Male genöthiget, in einem völlig fremden Felde zu arbeiten, und fühlte sich gezwungen, großen, bis dahin in solchem Maáe nicht bekannten Schwierigkeiten die Stirn zu bieten.“

(M.M. v. Weber, Schule des Eisenbahnwesens, 3. Aufl., Leipzig 1873, S. 98f)

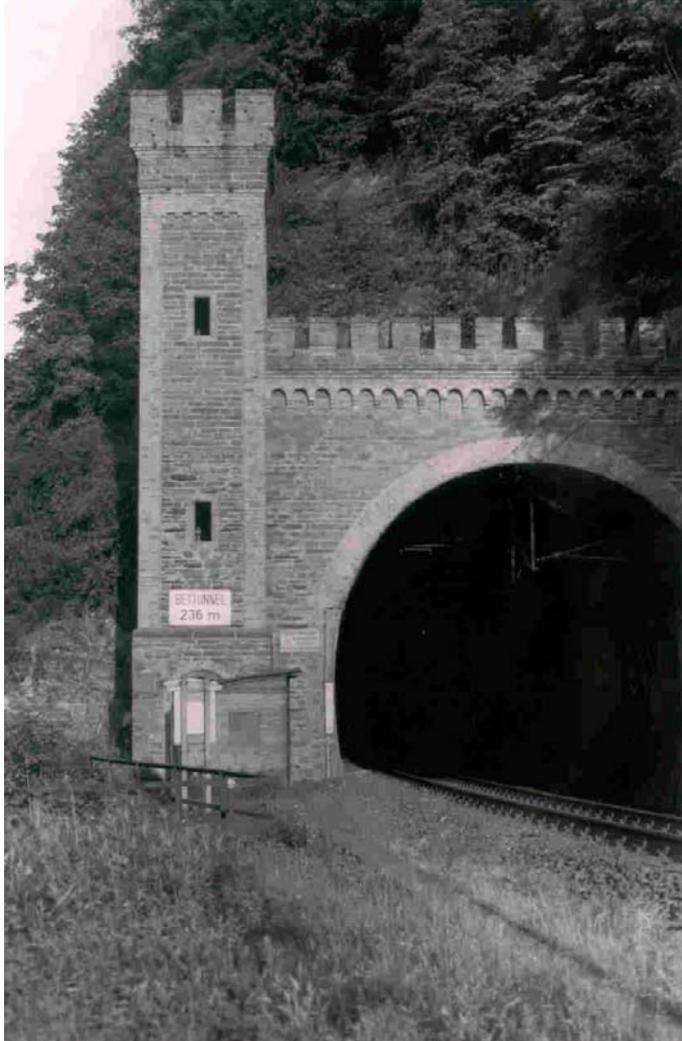
Ingenieurlied

Singweise: Krambambuli, das ist der Titel etc.

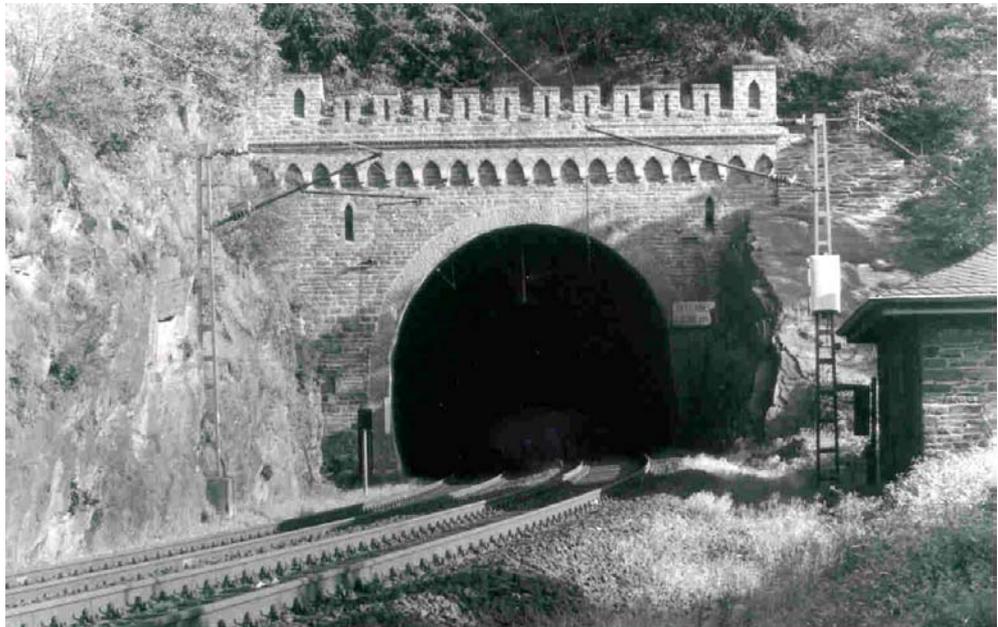
Das „Ingenieurlied“ Heinrich Seidels von 1871 wurde vor allem in Ingenieurskreisen zu einem der beliebtesten Kommerslieder. Heinrich Seidel (1842 - 1906) war selbst Ingenieur gewesen und hatte z.B. das Hallendach des Anhalter Bahnhofs in Berlin konstruiert. Die Wendung „dem Ingenieur ist nichts zu schwere“ wurde ein geflügeltes Wort.

1. Dem Ingenieur ist nichts zu schwere, er lacht und spricht: „Wenn dieses nicht, so geht doch das!“ Er überbrückt die Flüsse und die Meere, die Berge unverfroren zu durchbohren ist ihm Spaß. Er türmt die Bögen in die Luft, er wühlt als Maulwurf in der Gruft, kein Hindernis ist ihm zu groß, er geht drauf los!
2. Den Riesen macht er sich zum Knechte, des wilder Mut, durch Feuersglut aus Wasserflut befreit, zum Segen wird dem menschlichen Geschlechte - und ruhlos schafft mit Riesenkraft am Werk der neuen Zeit. Er fängt den Blitz und schickt ihn fort mit schnellem Wort von Ort zu Ort, von Pol zu Pol im Augenblick am Eisenstrick!
3. Was heut sich regt mit hunderttausend Rädern, in Lüften schwebt, in Gräften gräbt und stampft und dampft und glüht, was sich bewegt mit Riemen und mit Federn, und Lasten hebt, ohn Rasten webt und locht und pocht und sprüht, was durch die Länder donnernd saust und durch die fernen Länder braust, das alles schafft und noch viel mehr der Ingenieur!
4. Die Ingenieure sollen leben! In ihnen kreist der wahre Geist der allerneusten Zeit! Dem Fortschritt ist ihr Herz ergeben, dem Frieden ist hienieden ihre Kraft und Zeit geweiht! Der Arbeit Segen fort und fort ihn breitet aus von Ort zu Ort, von Land zu Land, von Meer zu Meer - der Ingenieur!

Portale des Bettunnels bei St. Goar



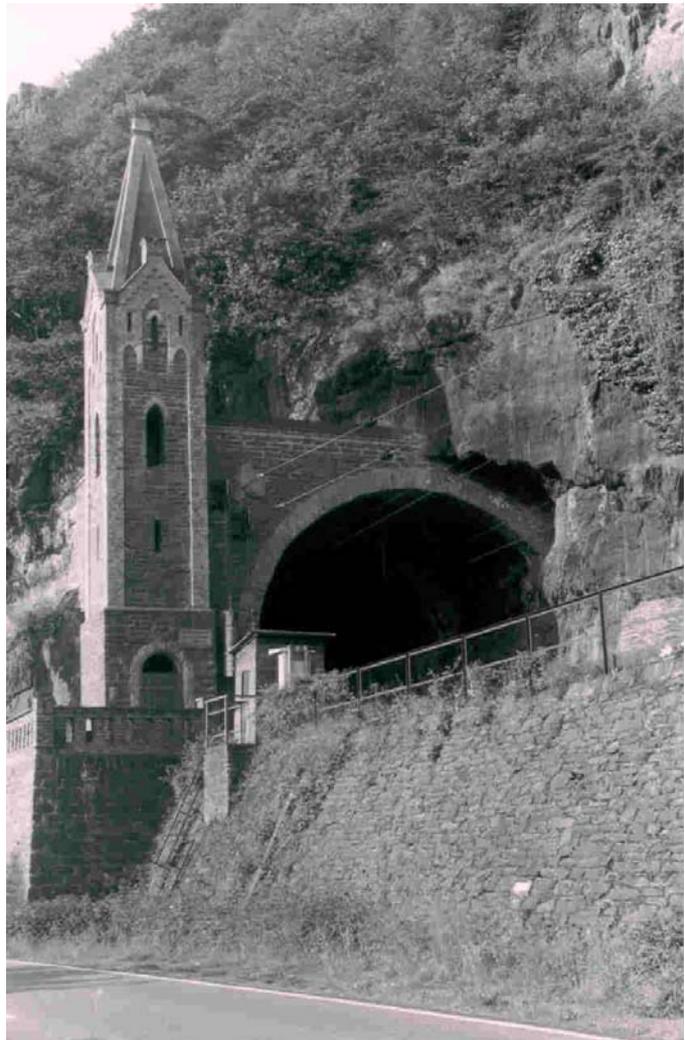
Fotos: Autor



Portale des Banktunnels und des Kammerecktunnels

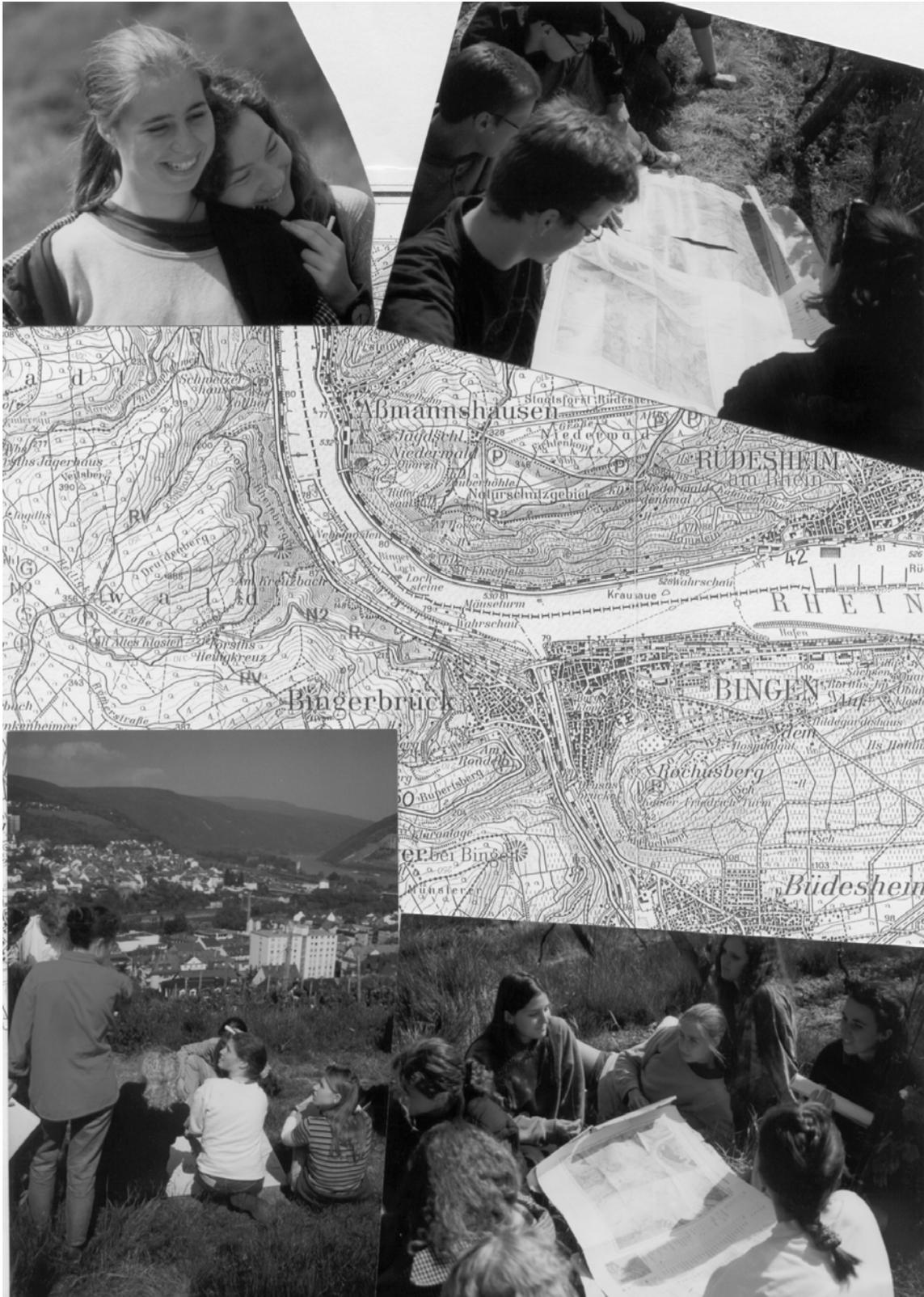


Fotos: Autor



Volker Wilhelmi

Der Rheindurchbruch bei Bingen - Eine Arbeitsexkursion



Collage: Autor

Die Landschaft bei Bingen lässt jedes Geographenherz höher schlagen! Hier wird die Genese unseres heutigen Lebensraumes besonders deutlich, die Zeitalter der Erdgeschichte mit ihrer prägenden Wirkung können im nachhinein beobachtet werden. Der imposante Gesamteindruck gerade an diesem Nadelöhr des Rheins, am Binger Loch, das auch für die Schifffahrt bis heute von großer Bedeutung ist, wird noch verstärkt durch die Mündung der Nahe. Anlass genug, eine Arbeitsexkursion für Schülerinnen und Schüler zu planen und durchzuführen!

Sachinformation für den Lehrer / die Lehrerin

Unser Standort bietet einen großartigen Blick auf ein Paradebeispiel für die erdgeschichtliche Entwicklung von Deutschland. Das Mittelrheintal mit der Binger Pforte zeigt imposant das Auf und Ab der letzten 350 Millionen Jahre, den Wechsel von Gebirgsbildungs- und Einrumpfungsphasen und die Erosionsarbeit eines Flusses.

Im Zeitalter des Devon, also vor etwa 350 Millionen Jahren, kam es zu der gewaltigen „variskischen“ Gebirgsbildung, in der die ältesten kristallinen Gesteine wie der Granit von Harz und Schwarzwald, aber auch Schiefer und Quarzit vom Rheinischen Schiefergebirge entstehen. Der Südrand dieses Gebirgsmassivs wird vom Hunsrück und Taunus gebildet; am Ende des Devon ragen diese Gebirge bis zu 400 m als sogenannte Rheinische Masse mit weiten Hochflächen und steil eingeschnittenen Tälern auf. Der Hunsrück-Taunus-Kamm besteht aus hartem und damit verwitterungsresistentem Quarzit, einem Härtlingszug, herauspräpariert aus einer alten Rumpffläche.

Ab dem Perm - also vor 240 Millionen Jahren - werden die Gebirge wieder langsam abgetragen, eine lange Überflutungs- und Sedimentationszeit begann: Buntsandstein, Dolomit und auch Kreide entstehen. Im Tertiär erst - vor 70 Millionen Jahren - wird das Rheinische Schiefergebirge, nunmehr kaum noch als solches emporgehoben, von der saxonischen Gebirgsbildung (die vor allem die Alpen entstehen lässt) ergriffen: Bis zum heutigen Tage werden Hunsrück und Taunus weiter angehoben.

Der Taunus erstreckt sich heute als lange Gebirgsfront zwischen dem mächtigen Tor des Rheindurchbruchs im Westen und der weiten Wetterausenke im Osten. Die (stellenweise verdoppelte) Kammregion besteht aus devonischem Quarzit und steigt mit dem Großen Feldberg bis auf eine Höhe von 881 m an. Die Täler werden aus weicherem Schiefer gebildet.

Quarzit entstand aus marin abgelagerten Sandkörnern, die unter Hitze und Druck (= Metamorphose) verbacken wurden. Schiefer wurde aus tonigen Flachmeer-Ablagerungen gebildet, die nur starkem Druck ausgesetzt wurden (= Diagenese). Im Schiefer findet man deshalb auch Fossilien.

Linksrheinisch biegt sich als Fortsetzung des Taunus die lange Front des Hunsrück herauf. Der Anstieg ist hier weniger hoch, da das Vorland bereits höher gelegen ist. Im Gegensatz zum Taunus treten hier die Quarzitücken in ganzen Schwärmen mit Höhen von vielfach über 700 m auf; höchste Erhebung ist der Erbeskopf mit 816 m.

Im Zeitalter des Pleistozän, der Eiszeiten (von 1 Million Jahren bis vor ca. 10.000 Jahren) sind beide Mittelgebirge nicht vergletschert. Es herrscht Permafrost.

Die Böden, die wir heute hier vorfinden, sind aus eiszeitlicher (u.a. Löss), vor allem aber nacheiszeitlicher Zeit. Allein im Hunsrück, der nicht so hoch wie der Taunus herausragt, können stark verwitterte Böden aus dem Tertiär die lange Zeit bis heute überdauern. Im Taunus sind sie weitestgehend abgetragen.

Wie kam es zum Rheindurchbruch, der erst beide Mittelgebirge getrennt hat? Der Oberrheingraben gehört einer alten tektonischen Schwächezone des Tertiär an, die vom Mittelmeer bis zum Mjösensee bei Oslo quer durch Europa zieht. Hier ist nach wie vor Bewegung, noch heute sinkt die Oberrheinische Tiefebene leicht ab. Das Mittelrheintal wird als „antecedentes Durchbruchstal“ bezeichnet: danach war der Lauf des Rheins in der heutigen Richtung und Anordnung von Bingen nach Bonn bereits schon vorhanden, als es noch kein Gebirge gab.

Tropisch-warmes, wechselfeuchtes Klima kennzeichnete das Erdzeitalter des Tertiär, Voraussetzung für die Zersetzung und Bleichung des Gesteins, das noch heute als tonig-weicher, gebleichter oder reiner Schiefer an den Stellen der alten Landoberfläche aufzufinden ist (z.B. Nordausgang Rummelsheim, Friedhof Waldlaubersheim). Die Urlandschaft war von breiten Flachtalmulden und weiten Ebenen durchzogen. Hier bildeten sich aus Taunusquarzit die Härtingszüge und ragten aus der Flächenlandschaft auf. In dieser Landschaft floss der Rhein ohne tief eingeschnittene Talfurchen.

Die Gipfelebene des Rochusberges bei Bingen war nach den Forschungen von W. PANZER einmal Talebene des Rheins, was bedeutet, dass der Rochusberg als ein Teil des Rheinischen Schiefergebirges nicht immer bestanden hat; auf den Höhen des Rochusberges finden sich Terrassen und Flussgerölle (z.B. Nordostabhang Münstersarmsheim, Elisenhöhe), an der Südseite sind tertiäre Schichten des Mainzer Beckens. Zu dieser Zeit hat weder ein Nahedurchbruch noch eine breite Niederung südlich des Rochusberges bestanden. Unter anderem daraus kann geschlossen werden, dass die Nahe an der Westseite des Rochusberges bereits zur Hauptterrassenzeit in den Rhein mündete. Da aber der Rochusberg dem Hauptterrassenzug des Rheins zugeordnet wird, kann der Nahedurchbruch als antecedent und gleichzeitig epigenetisch bezeichnet werden.

Das heutige Rheinsystem hat sich erst im Altpleistozän gebildet, das belegen mitgeführte Schotter. Die heute so typischen Rheinterrassen sind als klimabedingte Bildungen anzusehen: Eine Aufschotterung erfolgte immer zu trockenen Zeiten, wenn der Fluss wenig Wasser führte und nicht die „Kraft“ hatte, sein Material mitzuführen. Feuchte Perioden ließen das Wasser anschwellen und führten zu einer Tiefenerosion. Besonders die Haupt-, Mittel- und Niederterrassen des Quartär sind eindeutig Kalt- (entspricht Trocken-) und Zwischenwarmzeiten zuzuordnen.

Allein die harten Quarzitriegel wurden nur langsam von der Wassererosion abgeschliffen, so dass ihre Überreste im Rheintal bis zum heutigen Tage für die Schifffahrt am Binger Loch ein gefährliches Hindernis darstellen.

Didaktisch-methodische Überlegungen

Die vorgestellte Arbeitsexkursion bearbeitet ein „klassisches“ Thema der physischen Geographie. Das Roth-Prinzip der originalen Begegnung findet Anwendung, indem die Schüler vor Ort den Standort nicht nur sehen, sondern sich gleichsam „in“ ihm befinden. Damit werden typische Arbeitsweisen wie Beobachten, Erklären, Zeichnen, Skizzieren eingefordert. Die Naturnähe erscheint entscheidend für die Motivation der Schüler, sich zwei Stunden sehr intensiv mit dem Thema „Rheindurchbruch“ zu beschäftigen. Die Ernsthaftigkeit des Vorhabens wird durch die unterschiedlichen, anspruchsvollen Materialien unterstrichen.

Das Beispiel zeigt, wie Umwelterziehung praktisch fachintern umgesetzt werden kann. Dabei werden unterschiedliche Methoden angeboten, die - bis auf die abschließende Zusammenfassung - extrem schülerorientiert sind. Eigenverantwortliches Arbeiten in unterschiedlichen Lernzielkategorien wird gefördert: Kognitives Verarbeiten von Karteninhalten wird kombiniert mit instrumentellen (z.B. Zeichnen) und haptischen Aufträgen (Gesteine fühlen, ihre Erosionsstabilität bewerten). Die Gleichzeitigkeit von Praxis und Theorie stellt ein Schlüsselement dar.

Niveau und Intensität der Bearbeitung kann vom Lehrer mit Hilfe der unterschiedlichen Materialien an die Lerngruppe angepasst werden. Der Anteil an theoretischen Aufgaben wird sich naturgemäß von der Sekundarstufe I bis zur Oberstufe verstärken. In der 7. Klasse sollten besonders das Zeichnen, die Arbeit mit dem Blockbild (Beobachten!) und eine mögliche Erweiterung der instrumental-haptischen Bereiche im Vordergrund stehen; die Besprechung der Erdzeitalter kann im Unterricht vorbereitend erfolgen, auch hierzu gibt es zusätzlich in jedem Erdkundebuch angemessene Materialien. Eine intensive vergleichende Kartenarbeit ist erst in der 10. bzw. 11. Klasse sinnvoll.

Die angegebene Zeitvorgabe ist ein Beispiel. Es muss nicht immer nur ein ganzer Tag zur Verfügung gestellt werden, damit handlungsorientierte Arbeitsweisen durchführbar sind! Sicherlich können die Aufträge bei drei oder vier Stunden Zeitvorgabe noch ausführlicher ausgeführt werden (siehe auch Reservestoff), trotzdem erscheint dies nicht unbedingt erforderlich. Ich plädiere eindeutig für eine regelmäßige Durchführung von Kleinexkursionen, die damit den Charakter von Normalität erlangen.

Eine methodische Erweiterung könnte durch die Einführung des Expertensystems in Metagruppen erreicht werden: Dabei werden z.B. vier Gruppen mit Schwerpunktthemen gebildet, in denen am Ende der Erarbeitungszeit die Mitglieder Experten sind. Nun erfolgt eine Rotation innerhalb der Gruppen, so dass diese neu zusammengesetzt werden und sich gegenseitig den Stoff erklären. Der Lehrer hat „nur“ moderierende und helfende Funktion. Diese Methode ist für alle Altersstufen geeignet.

Zusammenfassend zeigt diese Arbeitsexkursion exemplarisch, wie eine durchaus niveaue Fragestellung des Faches Erdkunde im Gelände handlungsorientiert aufgearbeitet werden kann. Ansätze für fächerübergreifendes Arbeiten sind ebenfalls gerade für die Fächer Geschichte und Biologie hervorragend gegeben.

Nicht zuletzt haben die Schülerinnen und Schüler sehr motiviert mitgearbeitet und ihren Schulstandort mit neuem Blick wahrgenommen.

Arbeitsexkursion - Planung

(verändert und erweitert nach C. Jess, B. Wild und E. Woll 1996)

1. Organisation

Zeit: Zwei Schulstunden

Ort: Wanderweg am Westhang des Rochusberges bei Bingen, 160 m NN, ca. 5 Min. Fußweg vom Stefan-George-Gymnasium entfernt

Schülergruppe: ca. 25 Teilnehmer, Sek. I bis Oberstufe (siehe altersstufendifferenzierendes Material)

2. Aufteilung der Klasse in zwei Großgruppen

a) **Zeichnung eines Querprofils** des Rheindurchbruchs auf der Höhe Elisenhöhe/Mäuseturm/Ehrenburg in 4er Kleingruppen

Material: große Zeichenblätter, Edding-Stifte

b) **Ausfüllen einer unbeschrifteten Karte** der naturräumlichen Gliederung des Großraumes in Einzelarbeit

Material: unbeschriftete Karte (Material V)

Wechsel nach ca. 10 Min.

3. Großgruppenarbeit: Erarbeitung bes. Landschaftsmerkmale sowie Vergleich der Profile (zu nennende Schlagwörter: z.B. Terrassen, Talformen, Fluss, Siedlung, Wald- und Weinstandort, Bahnlinien, Quarzitblöcke ...)

Leitfrage: „Warum sind die Quarzitblöcke im Wasser und an beiden Hängen des Rheines sichtbar“? >> Überlegungen zur Geomorphologie und Genese des Raumes <<

Zeitvorgabe: ca. 15 Min.

4. Drei Stationen mit rotierenden Schülergruppen:

a) Geologische Karte, Geomorphologische Karte > Vergleich und Identifizierung der Landschaftsmerkmale

b) Blockbild + Profil (Material VI) + Erdgeschichte (Material VII) > Identifizierung der Merkmale und geologische Einordnung

c) Gesteinsproben: Sandstein, Quarzit, Schiefer > aptische Einordnung und Vergleich mit den erarbeiteten theoretischen Kenntnissen

Zeitvorgabe: pro Station ca. 10 Min.

5. Talgenese und Terrassenbildung (Unterrichtsgespräch in großer Gruppe. Schwerpunkte: kristallines Grundgebirge, Urrhein, Grabenbildung, Antezedenz, Terrassenbildung)

Zeitvorgabe: ca. 30 Min.

6. Stoffreserve:

a) Vegetation und Klima im Mittelrheintal

b) Siedlungsgenese entlang des Mittelrheines

Abbildungen:

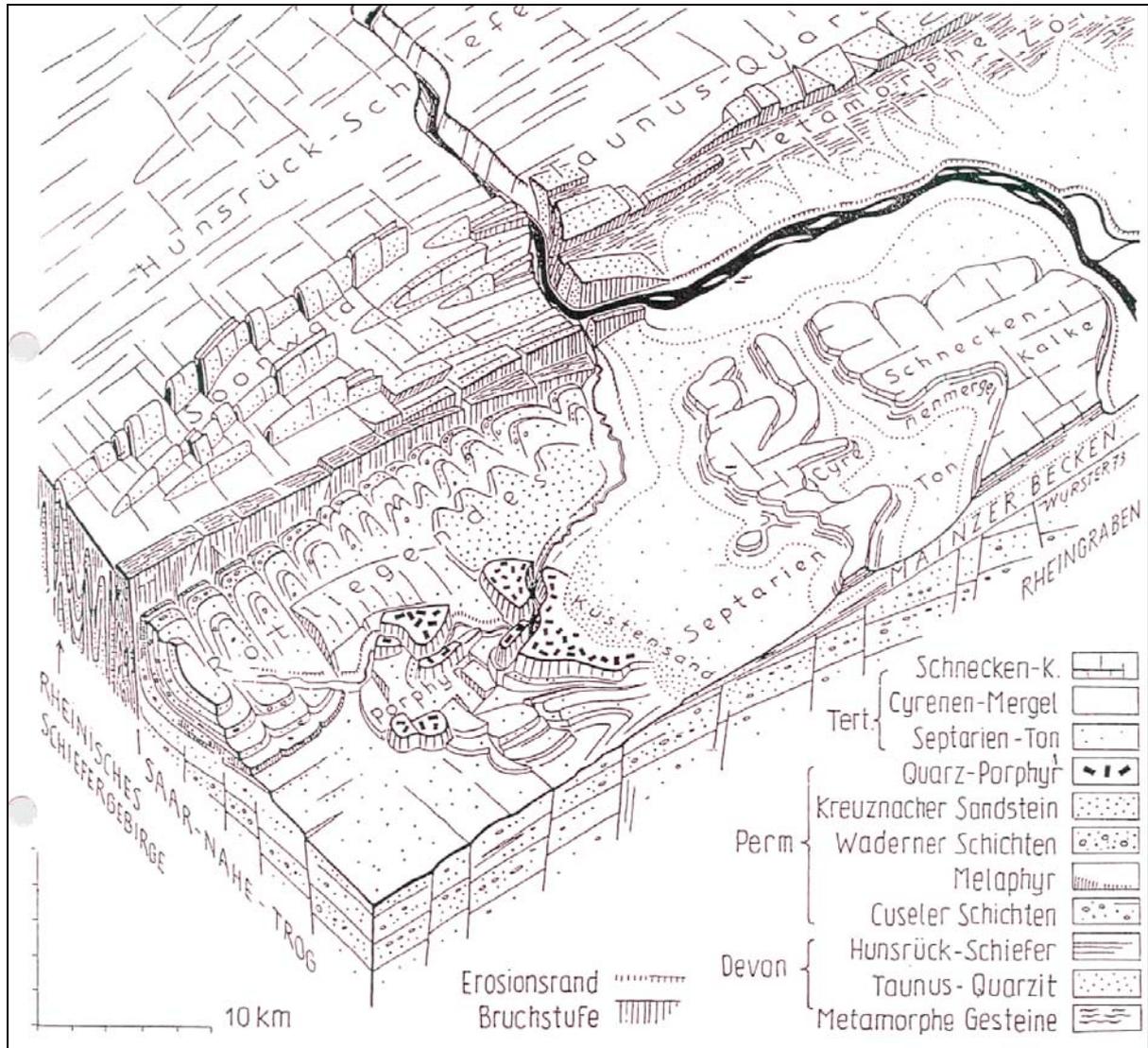
1. Zeichnung eines Querprofils

2. Vergleich der Profile

3. Haptische Analyse

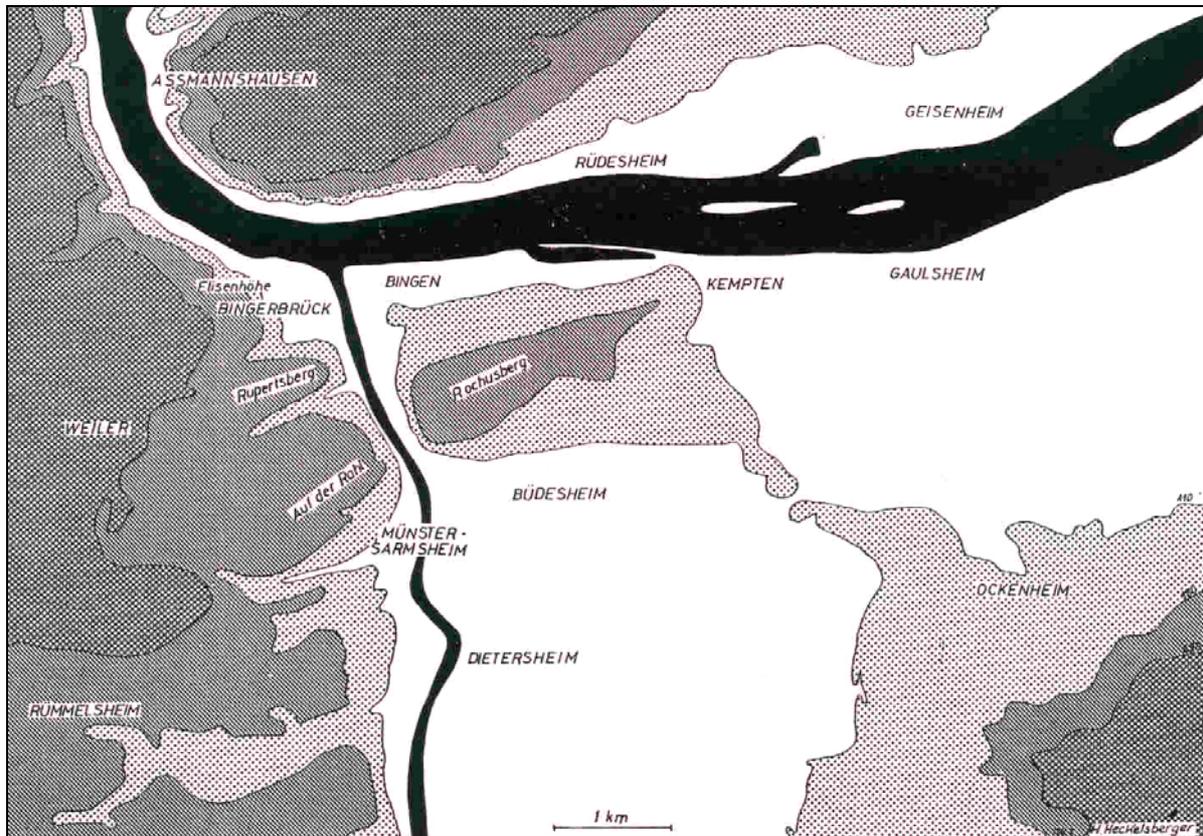
4. Zusammenfassende Diskussion

Geologisches Blockbild der weiteren Umgebung von Bingen



Quelle: Topographischer Atlas Rheinland-Pfalz

Kartenskizze des Nahedurchbruchs bei Bingen



Die Nahe trennt mit ihrem untersten Laufstück (Durchbruchstal) den quarzitären Rochusberg von den westlich aufsteigenden Hunsrückhöhen ab. Der breite niedrige Ausraum in lockeren Tertiärschichten südlich des Rochusberges ist nur durch eine schmale, niedrige Schwelle vom breiten Rheintal im Rheingau getrennt.

Zeichenerklärung: schwarz = Gewässer; weiß = Höhen unter 110 m; gepunktet 110 - 180 m; geschrafft 180 - 250 m; kreuzgeschrafft über 250 m über dem Meeresspiegel.

aus: W. Panzer, Zur Frage des Nahedurchbruchs bei Bingen, Zeitschrift der Rheinischen Naturforschenden Gesellschaft in Mainz, 1966

Text für Schülerinnen und Schüler der 10. Klasse / Oberstufe

Unser Standort bietet einen großartigen Blick auf ein Paradebeispiel für die erdgeschichtliche Entwicklung von Deutschland.

Das ständige Auf und Ab der Mittelgebirge: Was im Devon geschaffen wird ...

Im Zeitalter des Devon kam es zu der gewaltigen „variskischen“ Gebirgsbildung, in der die ältesten kristallinen Gesteine wie der Granit von Harz und Schwarzwald, aber auch Schiefer und Quarzit vom Rheinischen Schiefergebirge entstehen. Der Südrand dieses Gebirgsmassivs wird vom Hunsrück und Taunus gebildet; am Ende des Devon ragen diese Gebirge bis zu 400 m als sogenannte Rheinische Masse mit weiten Hochflächen und steil eingeschnittenen Tälern auf. Der Hunsrück-Taunus-Kamm besteht aus hartem und damit verwitterungsresistentem Quarzit, einem Härtingszug, herauspräpariert aus einer alten Rumpffläche.

... wird im Perm wieder abgetragen ...

Wie ging es weiter? Ab dem Perm - also vor 240 Millionen Jahren - werden die Gebirge wieder langsam abgetragen, eine lange Überflutungs- und Sedimentationszeit begann: Buntsandstein, Dolomit und auch Kreide entstehen.

... und im Tertiär nochmals angehoben.

Vor 70 Millionen Jahren wird das Rheinische Schiefergebirge, nunmehr kaum noch als solches emporgehoben, von der saxonischen Gebirgsbildung (die vor allem die Alpen entstehen lässt) ergriffen: Bis zum heutigen Tage werden Hunsrück und Taunus weiter angehoben.

Die hohen Kammregionen sind aus Quarzit, ein festes Gestein, das unter Hitze und Druck aus marinen abgelagerten Sandkörnern entstand. Der Schiefer wurde aus tonigen Flachmeerablagerungen zusammengedrückt.

Im Eiszeitalter (von 1 Million Jahren bis vor ca. 10.000 Jahren) sind beide Mittelgebirge nicht vergletschert. Es herrscht Permafrost.

Eine Erdnaht quer durch Europa, an Bingen vorbei ...

Wie kam es nun zum Rheindurchbruch, der erst beide Mittelgebirge getrennt hat? Der Oberrheingraben gehört einer alten tektonischen Schwächezone des Tertiär an, die sich vom Mittelmeer bis zum Mjösensee bei Oslo quer durch Europa zieht. Hier ist nach wie vor Bewegung, noch heute sinkt die Oberrheinische Tiefebene leicht ab. Das heutige Rheinsystem sowie die typischen Terrassen haben sich erst im frühen Pleistozän gebildet.

Dabei wurden die harten Quarzitriegel nur langsam von der Wassererosion abgeschliffen, so dass ihre Überreste im Rheintal bis zum heutigen Tage für die Schifffahrt am Binger Loch ein gefährliches Hindernis darstellen.

Text für Schülerinnen und Schüler der Sekundarstufe I

Ein toller Blick in das Rheintal! Schauen wir uns die Entstehungsgeschichte dieser Landschaft genauer an:

Du stehst in einem Meer der Vorzeit!

Vor langer Zeit - es sind ungefähr 350 Millionen Jahre vor heute - breitete sich hier das Devonmeer aus. Es war warm, urwüchsige Pflanzen und Tiere lebten bereits hier.

Jetzt begann eine gewaltige Hebung genau in der Region, in der du dich befindest: Taunus und Hunsrück entstehen. Die hohen Berge und Kämmen sind aus ganz festem Material, dem Quarz aufgebaut, während die Täler aus weichem Schiefer bestehen. Im Schiefer kannst du auch noch Zeugen aus dieser Meeresvergangenheit erkennen!

Als diese Gebirgshebung beendet war, wurden die Gebirge langsam wieder abgetragen und ein großes Meer bedeckte weite Teile von Deutschland. Dann, ungefähr vor 150 Millionen Jahren, begann wieder eine neue Gebirgsbildung. In einer Zeit, wo Reptilien, aber auch alle bekannten Saurier lebten, wurden Taunus und Hunsrück wieder emporgehoben, bis zu ihrer heutigen Höhe. Zeitgleich entstanden im Süden die Alpen.

Wie Wasser Steine zerschneiden kann ...

Seit der zweiten Anhebung war quer durch Europa - vom Mittelmeer bis zur Ostsee - eine Bruchlinie entstanden, die immer tiefer einsank. Auch hier, zwischen Hunsrück und Taunus, hätte man eine Naht erkennen können, die langsam aufriss.

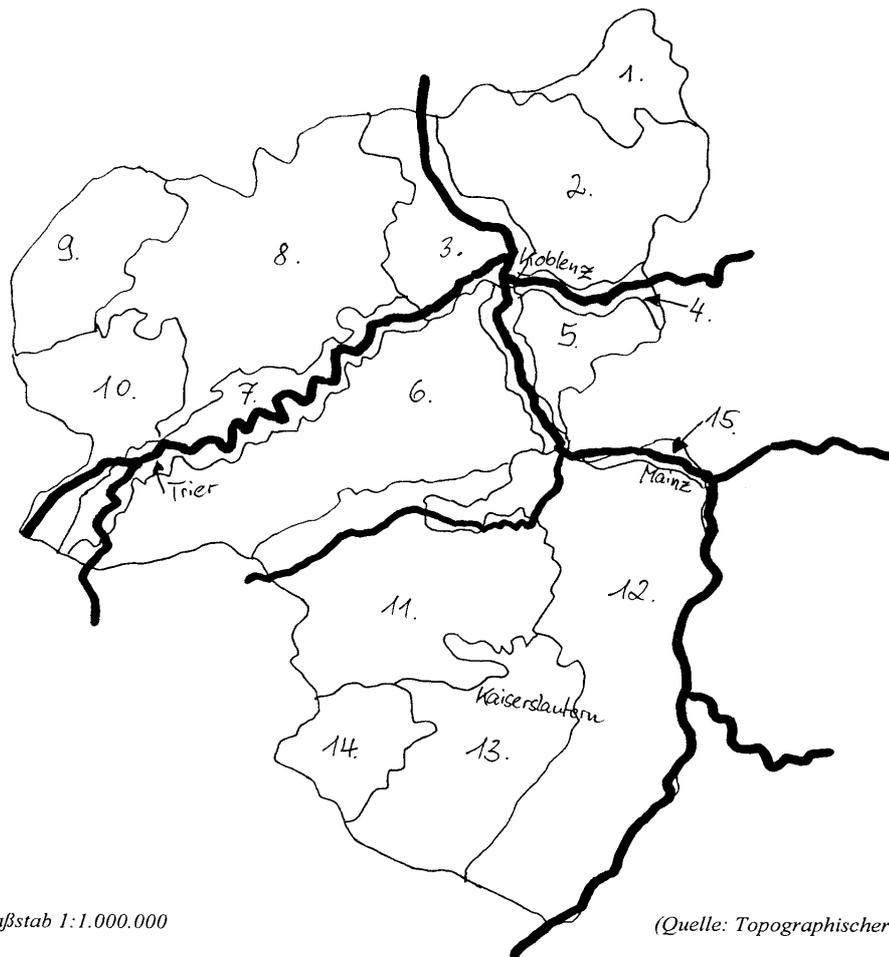
Der Rhein floss ursprünglich oben auf den beiden Gebirgen und schnitt sich erst viel später ein: nämlich, als das Eis Europa fest im Griff hatte. Vor ungefähr 1,5 Millionen Jahren begann die Eiszeit, nur in unserem Raum kam es nicht zu einer Vergletscherung.

Die typischen Terrassen, die du beiderseits des Rheins siehst, haben sich in den Eiszeiten gebildet: Immer dann, wenn es sehr kalt war, wurde Geröll abgelagert; wenn es wärmer wurde, vertiefte der Rhein mit seiner Wasserkraft das Tal.

Die Binger Pforte ist eine markante Stelle im gesamten Rheinverlauf: Hier wird der Rhein zwischen den Quarzitblöcken von Taunus und Hunsrück in ein schmales Bett gedrängt. Für die Schifffahrt ist diese Stelle bis heute eine Gefahrenzone.

Gruppen naturräumlicher Haupteinheiten Rheinland-Pfalz

- | | | |
|-----------------------------|-------------------------------|------------------------|
| a) Pfälzerwald | f) Mittelrheintal | k) Suderbergland |
| b) Osteifel | g) Westeifel | l) Gutland |
| c) Taunus | h) Nördl. Oberrhein. Tiefland | m) Hunsrück |
| d) Saarl.-Pfälz. Kalkplatte | i) Saar-Nahe-Bergland | n) Westerwald |
| e) Moseltal | j) Lahntal | 9) Rhein-Main Tiefland |

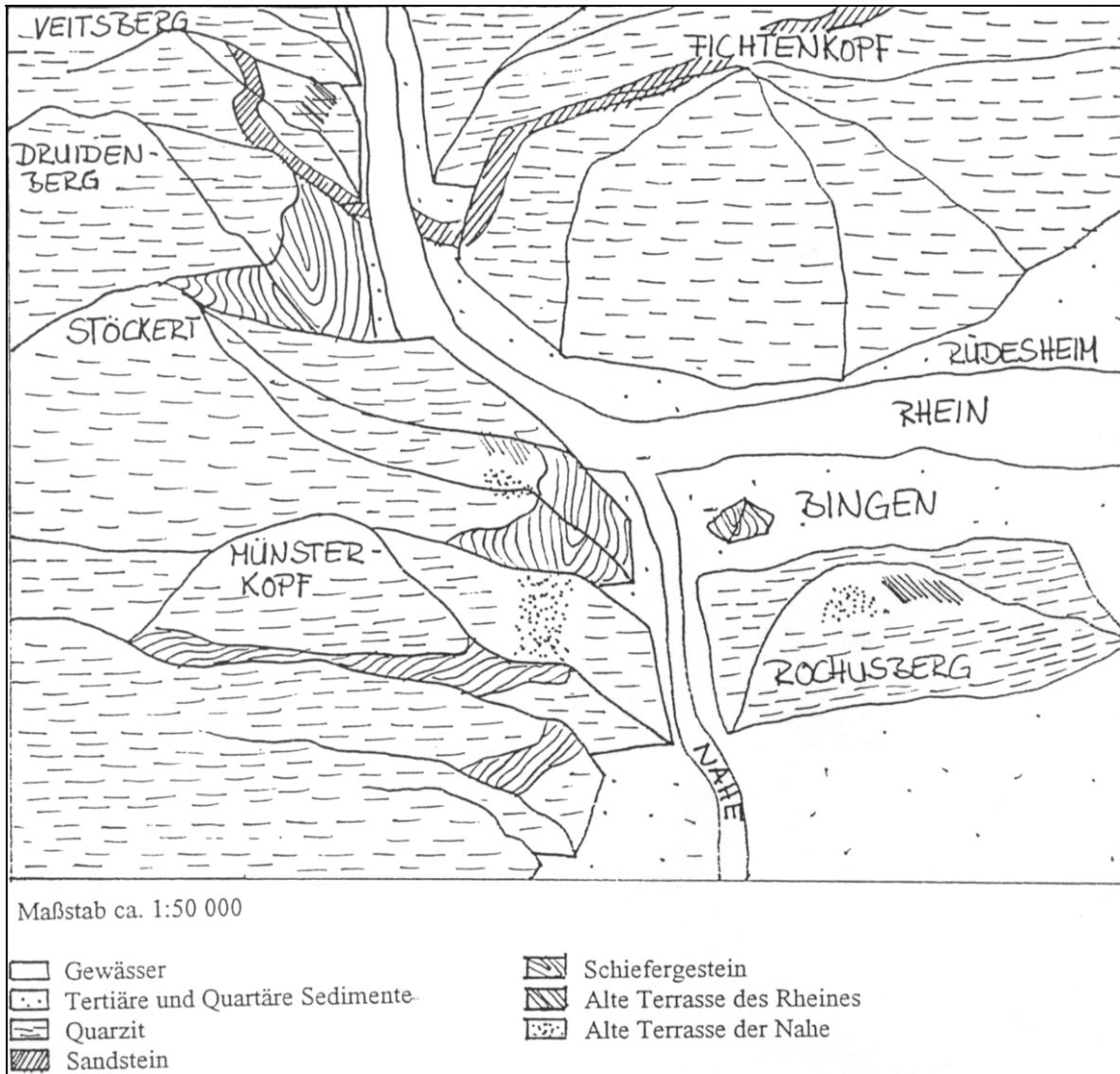


Maßstab 1:1.000.000

(Quelle: Topographischer Atlas Rh.-Pfalz)

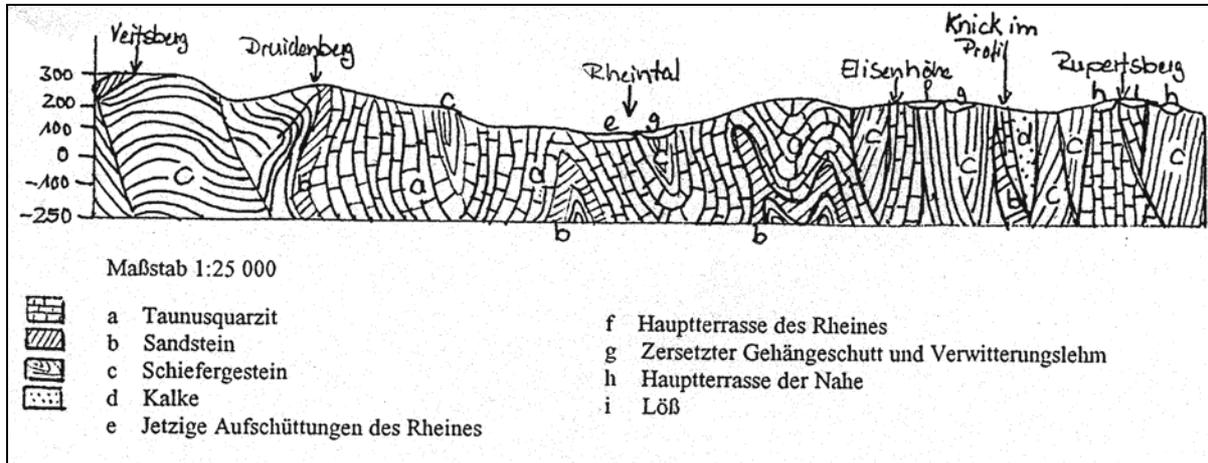
1.	6.	11.
2.	7.	12.
3.	8.	13.
4.	9.	14.
5.	10.	15.

Vereinfachtes geologisches Blockbild Raum Bingen



Quelle: Autor

Vereinfachtes geologisches Profil, Bingen - Rheinisches Schiefergebirge



Quelle: Autor

Erdzeitalter

Alter in Millionen Jahren		K ä n o z o i k u m
0,01 $\hat{=}$ 10000	<u>Q</u>	Holozän: Junge Flußablagerungen.
	<u>U</u>	
	<u>A</u>	Pleistozän: Zweiter Gebirgsbildungsvorgang, die Rumpfflächen des Rheinischen Schiefergebirges wurden erneut gehoben. Einschneidung des Rheines. (Während der Hebungphase kommt es zu Tiefenerosion und während eines Stillstandes zu Seitenerosion. Terrassenbildung: während der Kaltzeiten Aufschotterung; während der Warmzeiten Tiefenerosion.
	<u>R</u>	
	<u>T</u>	
2,5		
	<u>T</u>	Pliozän: Eigentliche Bildung des oberrheinischen Grabens, verbunden mit einer starken Hebung der Randgebirge. Bildung des Mainzer Beckens. Hebung des nördlichen Mainzer Beckens, Senkung des östlichen Teiles von Rheinhessen, der Urrhein, der
	<u>E</u>	
5	<u>R</u>	Miozän: Tekton. Bewegungen, Entwässerung zur Nordsee, Urrhein u. Urnahe entwickeln sich.
25	<u>T</u>	Oligozän: Mulden entlang einer tekton. Schwächezone, in N-S Richtung.
38	<u>I</u>	Eozän: Beginn der oberrheinischen Grabenbildung, bis ins Pliozän.
55	<u>Ä</u>	Paleozän: Erste Aufwölbung des rheinischen Schildes, in Zusammenhang mit der alpidischen Gebirgsfaltung.
65		
		M e s o z o i k u m
144	<u>Kreide:</u>	
213	<u>Jura:</u>	Beginn der alpidischen Gebirgsbildung.
	<u>Trias:</u>	Keuper, Muschelkalk, Buntsandstein. Teilweise Sandsteine am Rande des Oberrheingrabens.
248		
		P a l ä o z o i k u m
286	<u>Perm:</u>	Abtragung des Rheinischen Schiefergebirges.
360	<u>Karbon:</u>	Variskische Faltung, durch Druck von SO.
408	<u>Devon:</u>	Kristallines Grundgebirge des Rheinischen Schiefergebirges entsteht.
438	<u>Silur:</u>	
505	<u>Ordovizium:</u>	Vulkanismus, vor allem Plutonismus.
	<u>Kambrium:</u>	
590		
		A r c h ä o z o i k u m

Literatur

Gellert, J.F.:
Grundzüge der Physischen Geographie von Deutschland,
Berlin 1958

Henningsen, D. u. Katzung G.:
Einführung in die Geologie Deutschlands,
Stuttgart 1997

Kandler, O.:
Untersuchungen zur quantitativen Entwicklung des Rheintals zwischen Mainz/Wiesbaden und
Bingen/Rüdesheim,
Mainz 1970

Liedke, H.:
Physische Geographie Deutschlands, 1994

Pädagogisches Zentrum (Hg.):
Impulse zur Fachdidaktik Geographie, PZ-Information 17/96, Bad Kreuznach; hier:
C. Jess, B. Wild u. E. Woll:
Die physische Geographie des Rheindurchbruchs bei Bingen - eine Arbeitsexkursion für die
Oberstufe , 1996

Panzer, W.:
Zur Frage des Nahedurchbruchs bei Bingen, in: Zeitschrift der Rheinischen Naturforschenden
Gesellschaft in Mainz, 1966

Semmel, A.:
Geomorphologie der Bundesrepublik Deutschland,
Wiesbaden 1980

Karten:

Topographische Karte 1:25.000, Blatt 6013 Bingen am Rhein, Landesvermessungsamt,
Rheinland-Pfalz 1989

Barsch, D. et.al:
Geomorpholog. Karte 1:25.000 der BRD, GMK 25 Blatt 11, 6013 Bingen,
Berlin 1983

Fotos einer Exkursion





Fotos (S. 79, 80): Autor

Werner Nell

Der „möblierte Mensch“ am Rhein: Kitsch und Massenkultur¹⁰

„Du Schifflein, gelt, das fährt sich gut
in all die Lust hinein!“

Robert Reinik, 1904



James Burrell Smith: Ansicht von Bacharach, Aquarell 1875

¹ Widmen möchte ich diesen Aufsatz dem Gedenken an meinen Vater, den Wasserbauer Dipl. Ing. Werner Nell (1912 - 1997), mit dem sich nicht nur meine Kindheitserlebnisse in der Rheinlandschaft verbinden, sondern der mir auch noch bei den ersten Vorbereitungen zu dieser Arbeit zur Seite gestanden hat.

Zugang I: Einladung zum Nachdenken

Wer den Mittelrhein kennt, wird in dem vorliegenden Bild, einer Collage vergleichbar, einige Erinnerungen an rheinische Städte und Landschaften wiederfinden: Unschwer lassen sich die Burg Rheinfels bei Sankt Goar, die Bacharacher Peterskirche, die Rheinlandschaft zwischen Boppard und Koblenz und schließlich noch ein paar unspezifische Szenen des Alltagslebens in einer Flusslandschaft erkennen. Gerade die Händler-, Schiffer- und Fischer-Szenen im Vordergrund des Bildes könnten allerdings genauso gut an der Donau oder an einem anderen europäischen Fluss beobachtet worden sein, wären da nicht die alpengleichen Gebirgsmassen im Hintergrund, die sich nun freilich am Mittelrhein auch nicht finden und die das Bild als Darstellung eines imaginären Ortes im Reiche der Phantasie und der Träume erscheinen lassen.

Offensichtlich sind dem englischen Rheinreisenden und Maler aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Landschaftseindrücke, Erinnerungen und Wunschvorstellungen unterschiedlicher Bildbereiche durcheinander gekommen. Verschiedene Landschaften Deutschland und Italiens, in denen sich - historisch zutreffend - die Reiseeindrücke der zumeist den Rhein entlang nach Italien weiterreisenden frühen Touristen wiederfinden lassen, scheinen sich wie auf einem zweimal belichteten Photo zu überlagern.

Nun verweist aber der Titel des Bildes „Ansicht von Bacharach“ zugleich doch auch auf einen wirklichen Ort in der Topographie der Rheinlandschaft; mehr noch, die im Bild angesprochenen Vorstellungen erhalten durch den Titel des Bildes die Verankerung in einer Realität, die sich freilich in zweierlei Hinsicht ausdeuten lässt.

Einmal ist zunächst die Frage zu stellen, welche Informationen das Bild im Hinblick auf die landschaftliche Realität der angesprochenen Stadt und die damit verbundenen Lebensverhältnisse bietet und wie es diese gesellschaftlichen, historischen und kulturgeographischen Sachverhalte darstellt, deutet bzw. auch verzerrt.

Zum zweiten lässt sich aber auch nach der „Realität“ der Bild-Landschaft in dem Sinne fragen, dass nach den Idealen, Erfahrungen, Traumbildern, Gefühlen, Hoffnungen und Wünschen gefragt wird, die sich in dieser offensichtlich „verzerrten“ Abbildung der Wirklichkeit spiegeln bzw. von ihr transportiert, angesprochen oder aufgehoben werden und die zugleich möglicherweise den Grund dafür bieten, dass sich dieses Bild und vergleichbare andere anhaltender Beliebtheit (auf Postkarten, in Buchillustrationen und Reiseführern, als Reproduktionen an den Wänden der Weinstuben) erfreuen. Bereits hier auch mag deutlich werden, dass es sich bei einem Unterrichtsprojekt zum Thema „Kitsch“ und „Massenkultur“ am Rhein um einen fächerübergreifenden Ansatz handeln kann und dass es um Probleme der Wahrnehmung, der Wertung und der Interpretation gehen wird.

Zugang II: Literatur und Landschaft

Eine solche eben angesprochene Überlagerung der Realität durch Stimmungen und Gefühlslagen findet sich auch in literarischen Texten wieder, etwa in Frankensteins Bericht, der in Mary Shelleys (179 - 1851) gleichnamiger Gruselgeschichte von 1818 ebenfalls eine Rheinreise unternimmt und dabei in seiner Beschreibung der Rheinlandschaft vor allem den Zusammenstoß des Gegensätzlichen und den raschen Umschlags von Landschaftseindrücken und Stimmungen hervorhebt. Was unter ästhetischen Gesichtspunkten die Merkmale des Grotesken erfüllt und damit auf eine Gestaltungsmöglichkeit der mit diesem Text angesprochenen „Schwarzen Romantik“ verweist, bezeichnet unter kulturgeschichtlichen und alltagssoziologischen Vorzeichen ein zwar literarisch vorgegebenes, vom Erleben her aber auch zu beglaubigendes Wahrnehmungsmuster. Dabei verzerrt der Erzähler - dem Maler zum Ende des Jahrhunderts ähnlich - die Dimensionen der ins Auge gefassten Gegensätze und übertreibt, nicht zuletzt um Gefühle anzusprechen bzw. zu inszenieren:

„Stromabwärts von Mainz nimmt der Rhein einen um vieles pittoreskeren Verlauf. (...) So manche verfallene Burg erblickten wir, wie sie, umgeben von schwärzlichen Wäldern, dort oben in einsamer luftiger Höh' über schwindelerregenden Abgründen thronte. In der Tat bietet ja dieser Teil des Rheintales die abwechslungsreichsten Landschaftsblicke. Zum Beispiel mögt Ihr jetzt noch ein rauhes, zerklüftetes Bergland gewahren, bekrönt von Burgruinen, welche über ungeheuren Tiefen sich erheben, darin der dunkle Rheinstrom dahibraust, und schon nach der Umschiffung des nächsten Vorgebirges alsbald der üppigsten, in ergrünenden Terrassen sich hinaufstufenden Rebenhänge ansichtig werden... (...) Selbst ich, bedrückten Gemüts wie ich war und aufgewühlt von den düstersten Gefühlen, selbst ich empfand etwas wie Freude.“

Diese Begeisterung wird durch Frankensteins Reisebegleiter Henri Clerval einige Sätze weiter noch gesteigert, wenn er den Topos der Unvergleichlichkeit nutzt um die Einmaligkeit der Erfahrung zu beschreiben „Und doch liegt über den Ufern dieses göttlichen Stromes ein Zauber, dem ich nichts mir Bekanntes an die Seite zu stellen wüßte!“ (Shelley 1970, S. 216 - 218)

Nicht die Realität scheint also hier bei der Wahrnehmung und Schilderung der Rheinlandschaft im Vordergrund zu stehen, vielmehr geben offensichtlich Gefühlslagen, träumerische Entwürfe oder auch traumatische Obsessionen, immer also ein Überhang des Subjektiven, der Gefühle und des Ausdrucks, den Ton an, in dem die Darstellung, erst recht die künstlerische Gestaltung der Landschaftserfahrung am Rhein vollzogen werden kann. Fast ließe sich bereits von dieser Beobachtung aus schon so etwas wie eine „naturgemäße“ Nähe oder Neigung der Rheinlandschaft zu Kitsch und sentimentaler Aufladung der Landschaftserfahrungen herleiten, wobei wir hier sicherlich einem Kurzschluss unterliegen, der den Begriff Kitsch zu einseitig ästhetisch-wertend setzt und damit seine Verwandtschaft mit der Massenkultur und ihren (vermeintlich) egalitären und lustfreundlichen Versprechen (vgl. H. Steinert 1998, S. 112ff; S. Lash 1998) zu leugnen sucht.

Zugang III: Biographie

In meiner Erinnerung steht vor mir ein im oberbayrischen Stil gehaltenes Wetterhäuschen, dessen Personal aber nicht nur von der witterungsabhängigen Feder vor die Tür bzw. in den Schutz des Hauses getrieben wurde (vielleicht war der Mann für den Regen, die Frau für den Sonnenschein zuständig, vielleicht war es umgekehrt), sondern den Funktionen einer Spieluhr folgend auch mit einer Melodie bewegt werden konnte. Zusätzlich nämlich hatte das Häuschen ein Glockenspiel und im Herrgottswinkel hing statt eines Christus am Kreuz ein Thermometer. Es versteht sich, dass es mit einer Aufschrift versehen war, vielleicht stand dort in Gold gefasst „St. Goarshausen an der Loreley“ oder so etwas Ähnliches.

So sehr mir als Kind das Häuschen selbst, die Beweglichkeit seiner Figuren und seine vielen Funktionen gefielen, so habe ich doch auch - als Schüler der gymnasialen Unterstufe, der zweimal täglich auf dem Weg von und zur Fähre an diesem Häuschen vorbeiging, das zu den Auslagen eines Andenkenkiosks gehörte, an dem wir auch Eis kaufen konnten, - ein Gespür für die Monstrosität des Ganzen in meiner Erinnerung zurückbehalten, seit damals; vielleicht also auch schon dieses mit Lust verbundene „Unbehagen“ gespürt, von dem Kritiker, Theoretiker und Philosophen des Kitsch so häufig schreiben (vgl. etwa Hermann Broch, der den Kitsch sogar „das Böse im Wertsystem der Kunst“ (Broch 1955, S. 307) genannt hat).

Tatsächlich aber gibt es offensichtlich beides: das Unbehagen und den Reiz der Ansprache durch Spielerisches, durch Gefühle und Illusionen, die zwar mit ökonomischen Interessen verwoben sind und in ihrem Verbrauch ihre Funktion erschöpfen, zugleich aber doch auch einen eigenständigen Wert des Erlebens oder der Faszination präsentieren können. Es ist offensichtlich anders als die ältere Kitschforschung sich das vorstellte, die wie etwa Broch oder Walther Killy, vor den Verführungen des Kitsch warnen wollte (vgl. Killy 1962, S. 30f: Die Angst vermag einen anzukommen ...) oder aber die Verführung zur „Geschmacksverirrung, den „Kitsch-Menschen“ als latente Möglichkeit menschlicher Existenz überhaupt (vgl. L. Giesz 1994, S. 71) ansehen wollte.

Ob es anders ist (bzw. ob dies überhaupt stimmt), wird in den folgenden Überlegungen im Bezug zur moderneren Erforschung der Massen- und der Alltagskultur erörtert, wobei auch die Fragen einer „künstlerischen Wertung“ angesprochen werden. Zweifelsohne haben die Impulse der Postmoderne-Diskussion, die ja in einem ihrer grundlegenden Aspekte die Einebnung der Kluft zwischen Elite- und Massenkultur forderte (vgl. L. Fiedler 1969, zit. 1994) und, wie etwa die „Kunst-Stücke“ von Jeffrey Koons zeigen, auch vor dem Kitsch als künstlerischem Mittel nicht zurückschreckt, die hier in Rede stehende Problematik einer klaren Differenzierung von Kunst und Kitsch noch verschärft bzw. ad absurdum geführt.

I. Fachwissenschaftlicher Teil

1. Die gesellschaftliche Zurichtung der Landschaft als Rahmenbedingung für Kunst und Kitsch

„Landschaft“, so hat dies zu Beginn der 1960er Jahre der Philosoph Joachim Ritter im Anschluss an die klassische Ästhetik auf den Punkt gebracht, „ist Natur, die im Anblick für einen fühlenden und empfindenden Betrachter ästhetisch gegenwärtig ist.“ (Ritter, S. 150) Dabei, so führt dies Ritter in seiner Studie aus, steht die Entdeckung, es ließe sich aktueller auch von der „Erfindung“ der Landschaft sprechen, als ästhetischer Raum und Ort der Selbsterfahrung durchaus in einem Komplementärverhältnis zu den arbeitsteiligen Aneignungsformen der Natur unter den Signaturen der modernen Industriegesellschaft. „Die Landschaft gehört so geschichtlich und sachlich ... zur Entzweigungsstruktur der modernen Gesellschaft.“ (ebd., S. 161) Sie fungiert damit als Gegenbild einer intakten Natur und einer auf Freiheit beruhenden Subjektivität angesichts einer durch Industrieproduktion und Interessenegoismus zerstückelten und misshandelten Natur und der diese Zwänge tragenden menschlichen Gesellschaft, die ihrerseits wieder auf den fragwürdigen Umgang der Menschen mit sich selbst unter den genannten Bedingungen verweisen. So weit geht Ritter indes nicht, dass er hieraus Sozialkritik werden lässt; er geht vielmehr von einer symmetrischen Lösung aus, in der die ästhetische Erfahrung der Landschaft das Gegenstück zur Befreiung der Menschen von der Naturabhängigkeit durch den Fortschritt der modernen Industriegesellschaft bildet, er sieht also einen Zugewinn nach beiden Seiten!

Den zugehörigen weiteren Gedankenschritt aber, der die Zerstückelung der Landschaft in der Naturaneignung und die Reduktion des Menschen auf Interessennutzen in den Mittelpunkt einer Analyse des Umgangs mit der Natur und der diese reflektierenden Kunstprodukte stellt, gehen die 1947 mit dem Untertitel „philosophische Fragmente“ von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer vorlegten Skizzen zur „Dialektik der Aufklärung“: „Die Menschen sind einander und der Natur so radikal entfremdet, daß sie nur noch wissen, wozu sie sich brauchen und was sie sich antun.“ (ebd., S. 304) Damit aber rückt das Medium der Natur- und Selbsterfahrung in einer künstlerisch vermittelten Landschaftserfahrung ebenso in ein kritisches Licht wie die Vorstellung einer vermeintlich authentischen Naturerfahrung: Abbildungen und Gestaltungen der Landschaft geraten unter diesen Bedingungen einer instrumentell zugerichteten Natur zum Kitsch, wobei allerdings dieser Prozess nicht allein als Vorherrschaft oder als Beleg für das Vordringen „schlechten Geschmacks“ verstanden werden kann, sondern als Zeugnis für eine Gesellschaft gelesen werden muss, die den Wahrheitsanspruch der Kunst selbst unter dem Diktat von Markt- und Verwertungsinteressen zur Ideologie hat werden lassen, weswegen im Gegenzug nunmehr sogar in der Existenz des Kitsches eine „Moment“ von Wahrheit (über die Entfremdung der Menschen und die Macht der herrschenden Verhältnisse, die sich gerade in der künstlichen „Schönheit“ der Kitschproduktion wiederfinden lassen) erkannt werden kann (Adorno 1970, S. 465).

Auch für den Betrachter eines Bildes, wie des hier von Burrell Smith ausgewählten, stellt sich die Frage, ob es sich hier um ein „schönes Bild“ handelt. Vor dem Hintergrund der Alternative Kunst oder Kitsch, und anders als auf der Basis großer Kunsttheorie und -kritik von Hegel bis Adorno, sind wir in den gegenwärtigen Diskussionszusammenhängen - nach dem Ende der „großen“ wie der „kritischen“ Ästhetik und angesichts einer boomenden Massenkultur - alles andere als sicher, wie diese Frage zu beantworten ist, welche Maßstäbe überhaupt gelten können und vor allem auch, aufgrund welcher Annahmen, welcher befragten Autoritäten (Künstler, Kritiker, Wissenschaftler, Lehrer) und Merkmale (Bildung,

Geschmack, Verkaufszahlen, Konsumentenmeinungen, gar die Sicherung von Arbeitsplätzen im Gaststättengewerbe oder bei der Herstellung von Plastikfähnchen), welcher Verhaltensziele (des Geschmacks, des Vergnügens, der Erhebung, gar der Verzückung oder der Erkenntnis und Bewusstseinsbildung) denn gewertet werden soll: Nicht nur können sich also hier beim Kitsch die Geister scheiden; das wäre noch zu einfach und ungerechtfertigt beruhigend. Vielmehr müssen sich die Geister wieder an einander annähern, ja sich als Spiegelbilder erkennen, zumindest in dem einen Eingeständnis, dass es ebenso gemeinsame historische und gesellschaftliche Voraussetzungen für die unterschiedlich beurteilten Objekte und Einstellungen gibt wie blinde Flecke in den Begründungen der jeweils vertretenen Positionen.

Von daher mag das Zögern im Urteil angesichts des vorliegenden Bildes (und im Hinblick seiner möglichen Verurteilung als Kitsch) zumindest über zweierlei belehren: So sicher ist sich auch die Betrachterin/der Betrachter nicht hinsichtlich seiner/ihrer Begriffe und Maßstäbe, und schlimmer noch: Was wäre, wenn es sich um Kitsch handelte: Wäre es dann weniger attraktiv, weniger „schön“?

Nehmen wir Walter Benjamins Bemerkung zum Kitsch von 1925 „Der Traum eröffnet nicht mehr eine blaue Ferne“ (Benjamin 1980, II, 2, S. 620) zu Adornos Definitionsversuch „Eines der Momente von Kitsch, die als Definition sich anbieten, wäre die Vortäuschung nicht vorhandener Gefühle ...“ (Adorno 1970, S. 466) hinzu, so wird nun allerdings auch klar, dass James Burrell Smith trotz aller sachlicher Fehler und Faktenklitterung zumindest sich zumindest in die Gefilde der Kunst bewegt, mit dem Material der Kunst gearbeitet hat, denn alles läuft hier auf jene blaue Ferne zu, die in der Bildmitte - freilich gesellschaftlich und historisch ungetrübt, was 1875 etwas heißen will - im Unendlichen verschwindet: Also doch ein Kunstwerk, allerdings abhängig von unserem Deutungsrahmen, erst recht von unserer Wahrnehmung, unserer Stimmungslage und nicht zuletzt von unserer Biographie. Möglicherweise kann es nur noch faszinierend sein für jenen „möblierten Menschen“, von dem Walter Benjamin in seiner Glosse „Traumkitsch“ von 1925 als dem Träger und Rezipienten des industriell erzeugten Kitsches in der Moderne spricht (vgl. W. Benjamin 1980, S. 622).

2. Historische, kulturgeschichtliche und gesellschaftliche Zugänge zum Thema

Unter einem fachwissenschaftlichen Zugang müssen unterschiedliche Entwicklungen in den Blick genommen werden, die sich an der Schnittstelle „Kitsch“ fassen lassen, und es ist auch zu bedenken, dass sich für einen historisch interessierten Blick das Wertungsproblem zwar stellt, aber keineswegs den einzigen oder wichtigsten Zugang zum Thema darstellt. Vielmehr kann das Thema Kitsch in der (Selbst-)Darstellung einer bestimmten Region unter mehreren Perspektiven angegangen werden, die sich mit den Stichwörtern: Industriegesellschaft und Tourismus, Kunst und Kitsch sowie Medienentwicklung und politische Instrumentierung fassen lassen.

(1)

Sowohl die Entstehung der **Kategorie Kitsch** als auch die damit verbundene „massenhafte“ Produktion und der Konsum entsprechender Angebote sind mit dem Aufkommen, dann mit der Durchsetzung der modernen **Industriegesellschaft** aufs Engste verbunden. Zunächst einmal führt die sich seit dem 18. Jahrhundert von England aus in Europa ausbreitende Industriegesellschaft zu einer bis dahin so noch nicht gekannten sozialen Mobilität, zur Öffnung der Ständeordnung und damit verbunden zu einer neuen Vorstellung von

Weltwissen, Welterfahrung und Bildung, als deren einer Bestandteil die „Erfahrungskunst“ (Justin Stagl) des Reisens eine immer wichtigere Rolle spielt.

Dabei steht die Durchsetzung sozial verbindlicher Muster der Regelung von Arbeit und Freizeit in einem Wechselbezug zu der langsamen, aber doch steigenden Ausstattung größerer Bevölkerungsschichten mit Geldmitteln und Bildungsmöglichkeiten, die in der Folge auch mehr oder weniger opulent angelegtes Reisen ermöglichen (Materialien z.B. bei Prah/Steinecke 1981). Dieser Vorgang orientiert sich an den Verhaltensmustern der oberen Schichten („Grande Tour“ des Adels z.B.) und dehnt sich dann nach unten auf die bürgerlichen Schichten aus, wobei im 19. und frühen 20. Jahrhundert dann auch die Arbeiterbewegung hieran ihren die Lebensverhältnisse der unteren Bevölkerungsgruppen und damit auch die Reise- und Erholungschancen verbessernden Anteil hat.

Auch wenn diese Reisen sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts zunächst noch ganz in den Bahnen der bereits seit dem 18. Jahrhundert bestehenden Vorläufer des modernen Tourismus, wie sie in Badereisen und Kontinentalreisen vornehmlich vom englischen Adel und einem aristokratisch orientierten Bürgertum unternommen wurden, bewegen, entwickelt sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dann schon der bereits von Dampfern und Eisenbahn beförderte Naherholungs- und Massentourismus im Rheinland und am Mittelrhein (Gabriele M. Knoll 1991, S. 339ff; Tümmers 1994, S. 226ff).

Im Zuge einer sozialen und ökonomischen Besserstellung der Arbeiter und mit dem Aufkommen und mit der Ausbreitung der Angestelltenkultur entstand dann nach der Jahrhundertwende das „Freizeitmilieu“ (vgl. S. Kracauer, S. 65ff), das in den 1920er Jahren die Basis für den Rheintourismus bildete und entsprechenden „Massentourismus“ und „Massenkonsum“ mit sich brachte. Vor dem Hintergrund des mit dem Wiederaufbau Europas nach 1945 (vgl. Hobsbawm 1995, S. 325ff) verbundenen Massenwohlstands gewann dann der Rheintourismus in den 1950er Jahren den Rang eines erstrangigen wirtschaftlichen und kulturellen Faktors (vgl. Tümmers, 1994, S. 284ff), zumal es sich bei den am Rhein liegenden Regionen nicht um modern erschlossene und „erfolgreich“ industrialisierte Gebiete und Lebenszusammenhänge handelte. Hier kamen, in einer Landschaft, die wie der Mittelrhein noch bis ins 19. Jahrhundert zwar durch pittoreske Landschaften, zugleich aber durch bittere Armut aufgefallen war (vgl. etwa Georg Forsters Beschreibungen in seinen „Ansichten vom Niederrhein“ von 1790; zit. Forster 1989, S. 21f.) die „Segnungen“ touristischer Nachfrage im Gaststätten- und Transportgewerbe, aber auch im Einzelhandel eben recht. Vorläufer zu dieser Konjunktur der Rheinlandschaft in den 1950er und 1960er Jahren gab es schon in den 1920er Jahren, nicht zu vergessen ist allerdings auch, dass der Rhein-Tourismus im erheblichen Maße durch die deutschnational gefärbte Kulturarbeit der Heimatverbände, Tanzgruppen und Gesangsvereine nach 1871 und durch nationalsozialistische Unternehmungen wie etwa „Kraft durch Freude“ gefördert wurde (vgl. Spode 1980, S. 294ff).

Noch in einer zweiten Hinsicht spielt freilich die Industriegesellschaft als Rahmenbedingung für Kitsch und Massenkultur am Rhein eine wichtige Rolle: Denn schließlich werden im industriegesellschaftlichen Rahmen nicht nur Industrieprodukte und Konsumgüter fabrikmäßig normiert und hergestellt und im Hinblick auf die Ansprache eines großen Publikums vertrieben, auch Alltagsgegenstände, Schmuck und künstlerische Produkte bis hin zu Elementen der Unterhaltungskunst werden seit dem 19. Jahrhundert im industriegesellschaftlichen Zuschnitt normiert und kommerziell angeboten, worauf ja nicht zuletzt die Begriffsgeschichte des Wortes Kitsch (siehe unter 2) selbst verweist. In dieser Hinsicht laufen die Entstehung und der Siegeszug von Kitsch parallel zum Aufkommen von Design und Warenästhetik, die unter künstlerisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive mit ähnlich ge-

lagerten Wertungsproblemen verbunden sind (vgl. Gert Selle 1973, S. 102ff). Erst recht trifft dies auf die seit den 1920er Jahren auch in Deutschland verstärkt in Erscheinung tretenden Ausdrucksformen und Objekte der Massenkultur zu (vgl. Steinert 1998, S. 72ff), in deren Kritik (z.B. als „undeutsch“ oder „amerikanisch“) sich in der deutschen Geschichte ein Faden von der konservativen Kulturkritik um 1900 bis zum Antikapitalismus nach 1945, 1968 und in den „neuen sozialen Bewegungen“ der 1970er und 1980er Jahre finden lässt. Erst in der Gegenwart scheint die Kritik an der Massenkultur mit einer ihr gewachsenen Anerkennung als Ausdrucksform der (Post-)Moderne zu konvergieren (vgl. H.-G. Soeffner 1988, S. 10ff; Steinert 1998, S. 189ff).

(2)

Der Begriff **Kitsch** ist von seiner Wortgeschichte her unklar, hebt aber in allen Variationen auf ein abwertendes Urteil hinsichtlich der mit ihm bezeichneten Gegenstände, Sachverhalte, Reaktions- und Verhaltensmuster ab. Zum einen verweist er auf das englische Wort „sketch“ (Skizze), mit dem angeblich in München zum Ende des 19. Jahrhunderts billige, konventionell gefertigte, sentimentale Bilder an (amerikanische) Touristen verkauft worden seien (vgl. A. Nünning (Hg.) 1998, S. 258).

Zum anderen aber gibt es auch die Wortetymologie vom süddeutschen Begriff „Kitsche“ bzw. „kitschen“, mit dem ein Gerät, respektive der Vorgang bezeichnet wird, mit dem bräunlicher Schlamm von der Straße abgeräumt wird. Auch wenn in diesem Fall zunächst der bräunliche Farbton (der sentimental Bilder) die Übertragungsmöglichkeit begründet hätte (vgl. J. Schulte-Sasse 1976, Sp. 844), so ist doch gleichwohl auch hier zugleich die negative Grundbedeutung des Begriffs erkennbar. In dieser Hinsicht kann Günter Waldmann in jedem Fall Kitsch als „etwas Mindergewertetes“ (Waldmann 1979, S. 89) bestimmen, wobei damit aber zugleich auch schon deutlich gemacht wird, dass die Beurteilung eines Objektes als Kitsch die affirmative Vorstellung von der Existenz eines Wertezusammenhangs voraussetzt, an dem gemessen werden kann: Dies mag im traditionellen das Kunstschöne sein, dies kann im religiösen Sinn die Vorstellung eines transzendent gedachten Absoluten, in hermeneutischer Perspektive die Vorstellung eines Sinngehaltes, in philosophischer Hinsicht die Orientierung an Kategorien wie Wahrheit oder Realität sein. Kitsch bleibt aber auch darin ein Ärgernis, dass seine Existenz nicht nur den genannten Wertmustern zuwiderläuft, grundlegender noch beschränkt seine Existenz die Gültigkeit dieser Wertmuster selbst bzw. zieht diese in Zweifel und relativiert damit deren Ansprüche auf unbedingte Geltung.

Insoweit haftet den Kritikern des Kitsches nicht selten eine Art Hochmut an, der darauf verweist, dass die zunächst den Kitschproduzenten, dann auch den Rezipienten zugeschriebene Unsicherheit („Aber die Autoren trauen ihrer Fähigkeit nicht hinlänglich ...“ W. Killy 1962, S. 11) auf die Position der Kritiker zurückfällt, denn tatsächlich sind Kunst und Kitsch wohl eher als „Enden einer Parabel“ zu sehen, die von einem gemeinsamen Bezugspunkt: Der Herstellung von Sinn und Schönheit unter den Rahmenbedingungen gesellschaftlicher, künstlerischer oder menschlicher Unzulänglichkeit, ausgehen. Dabei wäre vielleicht der Unterschied zwischen „großer Kunst“ und Kitsch dann darin zu sehen, dass Kitsch auf das „problemlose“ Gelingen dieser Herstellung von Sinn und Schönheit ausgeht und diese „um jeden Preis“ erreichen will, während Kunst den prekären Sachverhalt eines imaginär erzeugten Sinns oder Glanzes zugleich zeigen, reflektieren und im Zeigen auch wieder aufzuheben sucht, bzw. nicht anders kann, als dieses Scheitern der Sinnaussage - ästhetisch vermittelt - zu zeigen.

Dem gegenüber bleibt das Programm des Kitsches auf halber Strecke stehen, indem es bei der Befriedigung von Schönheits- und Sinnbedürfnissen, in der gegenwärtigen Ästhetik der

Befriedigung von Erlebnis- und Eventbedürfnissen verharrt und in deren Organisation eben „alles“ sieht. „Kitsch“, so schreibt der französische Kommunikationswissenschaftler Abraham Moles: „ist Kunst ohne Tränen: etwas mehr, aber nicht zu viel.“ (Moles 1985, S. 31) Damit wird ein Gedanke, der in der älteren Kitschforschung auftritt: Kitsch sei Effektstreben um jeden Preis, es werde alles kompiliert, alle Effekte würden kumuliert, „es sei alles aufgeboten, was gut und teuer ist“ (Kill 1962, S. 12) in einer sehr bezeichnenden Weise scheinbar umgedreht, tatsächlich verifiziert: Das vermeintliche Übermaß des Kitsches kommt gerade wegen seiner Vorläufigkeit zustande; gerade in dem Maß wie die Effekte aufgetürmt werden, dienen sie der Absicht, die Begrenztheit des jeweiligen Entwurfs und die damit verbundene Erfahrung bzw. Reflexion der Beunruhigung zu verstellen.

Genau darin besteht dann auch die politische und ästhetische Verführung des Kitsches bzw. die Möglichkeit, das Faszinosum etwa des Nationalsozialismus, wie dies Saul Friedländer getan hat, unter der Perspektive einer Verknüpfung von Todesmystik und Kitsch zu analysieren: „Schon ein erster Blick lehrt, daß es sich um die Sprache der Häufung, der ständigen Wiederholung, der Redundanz handelt ... Das ist nicht die lineare Sprache der Verkettung von Argumenten und der Schritt für Schritt vorgehenden Beweisführung; das ist ... die zirkuläre Sprache der Invokation, der beschwörenden Anrufung, die immer wieder auf sich selbst zurückkommt und durch ständige Wiederholung eine Art Hypnose erzeugt ...“ (S. Friedländer 1984, S. 45)

Von besonderer Bedeutung ist schließlich der Umstand, dass das Wort nach 1900 rasch Konjunktur machte und damit nicht nur auf die sich ausbreitende Kitschproduktion hinweist, sondern zugleich Universalität und Krise des im Wortgebrauch vorausgesetzten Wertungsproblems und des dieses tragenden bürgerlichen Bildungskanons (vgl. G. Bollenbeck 1994, S. 25ff) belegt.

Denn um von Kitsch in einem situationsunabhängigen Zusammenhang zu reden, sind mindestens drei gedankliche Operationen nötig: Die Vorstellung eines scheinbar zeitlosen Wertekanons, zumal in künstlerisch-ästhetischer Hinsicht, dessen Geltung sowohl die Bildungstradition des deutschen Bürgertums voraussetzt als auch seine gesellschaftliche Verbreitung über das im 19. Jahrhundert entwickelte allgemeine Schulsystem und den hier vertretenen Anspruch, eine „Kulturnation“ zu sein. Zum zweiten die Vorstellung eines in irgendeiner Weise bestimmbar „originären“, „authentischen“, bzw. „wahren“ Kunstwerks, dem gegenüber die als Kitsch bezeichneten Produkte als Imitationen, Mimikry oder - wie bereits oben zitiert - als Lüge und Bosheit, ja als Laster erscheinen können. Zum dritten schließlich die Vorstellung einer „richtigen“ Beschäftigung mit Kunstwerken, wie sie im „interesselosen Wohlgefallen“ der idealistischen Ästhetik, in der Orientierung am „Wahren, Guten, Schönen“ der klassischen Epoche oder auch im Fortschritts- und Effektivitätsglauben einer „lernenden“ industriegesellschaftlich getragenen Vorstellung formuliert wurden und an der gemessen sich falsche, scheinhafte, ja „dumme“ Formen der Rezeption und der diese hervorrufenden Kulturmuster oder -güter bestimmen lassen.

Tatsächlich aber stellt sich der Zusammenhang aufgrund der gesellschaftlichen (industriellen) Entwicklung ebenso wie aufgrund der pluralisierten und reflektierten Werte-, Kunst- und Gesellschaftsvorstellungen verwickelter dar: „Meisterwerke sind konsumierbar. Sie nutzen sich ab unter dem Blick des Betrachters, sie vermehren sich durch touristische Hinweise, verstärkt durch Kodaks Macht. (...) Jede Kunst enthält einen Tropfen Kitsch (Broch), aber in jedem Kitschwerk ist auch ein Tropfen Kunst.“ (A. Moles 1994, S. 37)

(3)

In sozial- und kulturgeschichtlicher Hinsicht ist die Entstehung und Konzeption der „Kitsch“-Vorstellung an die Zweiteilung der kulturellen Sphäre in „hohe“ und „triviale“ Kunst und Kultur seit dem 18. Jahrhundert gebunden (vgl. Schulte-Sasse 1976, Sp. 844f). Sie muss damit aber - vom heutigen Diskussionsstand aus - auch in eine **Geschichte der Medien** und insbesondere der zwiespältigen Aufnahme und Bewertung jeweils „neuer“ Medien und systembezogener Innovationen eingebettet betrachtet werden. Noch einmal Abraham Moles: „Das Verfahren der Kopie ist das unvermeidliche Schicksal jedes Kunstwerkes.“ (ebd.) In dem Maße, in dem, so wie dies Walter Benjamin beobachtet hat, das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischer Reproduzierbarkeit seine „Aura“ verliert und diese in der Perspektive Benjamins erst im Zusammenhang aktiv revolutionären gesellschaftlichen bzw. kollektiven Handelns wieder gewinnen kann (vgl. Benjamin 1975, S. 39ff) , lässt sich auch die Kategorie Kitsch nicht allein werkimmanent oder lediglich medienbezogen thematisieren: „Die Echtheit liegt nicht in den Dingen, in den Kunstwerken, in den Stimuli; sie liegt ausschließlich in der Situation, in der Verbindung des Menschen mit der Sache.“ (Moles 1985, S. 33)

Kitsch als „Spiegel der Entfremdung der Gesellschaft vom menschlichen Geist“, als Erscheinungsform „der Täuschung“ (I. Bystrina 1985, S. 17) könnte dann als die - wie alle Kunst auch - mediengestützte Kommunikation bzw. Thematisierung von Bedeutungen bestimmt werden, die gerade nicht darauf gerichtet sind, ein jeweiliges Sinnangebot in seiner Brüchigkeit und in seinen Grenzen vorzustellen und damit mögliche Rezipienten auf das Selbstdenken zu lenken bzw. zur Autonomie zu führen, sondern die auf ein „Totalangebot“ ausgeht, das darauf zielt, das jeweilige Sinn- und Vergnügungsbedürfnis still zu stellen, aufs ganze hin zu erschöpfen, zumindest eine „umfassende“ Befriedigung aller Bedürfnisse zu versprechen. „Ähnlich wie ein Kunstwerk verweist auch ein Kitschobjekt auf sich selbst, auf seine Struktur, der jedoch wesentliche Merkmale einer ästhetischen Struktur fehlen. Die Anwesenheit einer Kunstwerk-Struktur und eines ästhetischen Wertes wird vom Kitschobjekt nur vorgetäuscht. Bei den Rezipienten, die sich derart täuschen lassen, entsteht eine Ersatzbefriedigung des ästhetischen Bedürfnisses, und dem betreffenden Objekt wird ein scheinästhetischer Wert zugeordnet. Oder mit den Worten Jan Kotik: ‚Wenn eine Nähmaschine vor-täuscht, sie sei ein Barockschrank, dann wird sie zum Kitsch.‘“ (Bystrina 1985, S. 17)

Es wird hier offensichtlich, dass es sich bei Kitsch um einen Relationsbegriff handelt, dessen Existenz zwar an bestimmte Medienangebote gekoppelt ist, sich aber keineswegs nur daraus herleiten lässt: „Kitsch ist universal in seinen Erscheinungsformen, in den Epochen, den Kulturen; aber er ist massiert durch die Reproduktionsmittel, welche Anpassung und Normalisierung mit minimalen Kosten für eine maximale Anzahl von Empfängern ermöglichen.“ (A. Moles 1985, S. 34)

In diesem Zusammenhang ergibt sich so auch eine Berührungsfläche von Kitsch und Volkskultur und - unter den Vorzeichen einer durch Massenmedien geprägten Gesellschaft - zur **Massenkultur**, wobei sich im Zwiespalt des Begriffes „Massenkultur“ auch das Zusammentreffen zweier unterschiedlicher Bezugssysteme: Massengesellschaft als eher konservativ abwertender Begriff der Kulturkritik und „Massenmedien“ als eher neutral genutzter deskriptiver Begriff und eine entsprechende Ambivalenz des Bedeutungszusammenhangs feststellen lassen (vgl. den Schlüsselbegriff „Massenkultur“ in Brockhaus Die Enzyklopädie in 24 Bänden, 20. Auflage Bd. 14, Leipzig Mannheim 1998, S. 307 - 309).

Kitsch kann damit sowohl kritisch als auch deskriptiv als ästhetisches Grundmuster der modernen Industriegesellschaft, ihrer Produktions-, Distributions- und Konsumstrukturen und - in kritischer Sicht - ihrer Wahrnehmungsmuster und Entfremdungserfahrungen verstanden

werden. Es gilt also viel eher die jeweiligen Angebote der Medien (vom Ölbild über den Stahlstich, die Drucke und Postkarten bis hin zu Ansteckern, Tonträgern und Videos) als Möglichkeiten zur Thematisierung und Bearbeitung der Fragestellung zu sehen, nicht aber primär als die Träger oder die Ursachen von Kitsch oder Kunstverlust per se. Dies lässt sich für die Gegenwart nicht nur an der im Zusammenhang der Postmoderne und gegenwärtiger Kultursoziologie sich vollziehenden Umbewertung von Massenkultur zeigen (vgl. U. Eco 1984, S. 30ff; G. Schulze 1995, S. 150ff), sondern ließe sich auch an traditionelleren Entwicklungen, z.B. an der Geschichte des Romans, dann des Heftchenromans und entsprechenden „niedereren“ oder mittleren Künsten zeigen, deren Kritik zumeist auf der Abwertung von massenkulturellen (= also nichtbürgerlichen Schichten zugehörigen) ästhetischen Mustern beruht (vgl. B. Lindner 1978, S. 452).

Setzt eine allgemeine Wertungsabsicht einen universalisierten Standpunkt voraus, der sich in einer kultursoziologisch reflektierten Form nicht halten lässt, so ist für die aktuelle Situation das Vordringen einer Mediennostalgie, die also traditioneller Medien gegen jeweils aktuelle Medien kulturkritisch ausspielt, sowie der schnelle Verbrauch jeweils neuer Präsentationsformen und die für die Massenkultur kennzeichnende Modellisierung der angebotenen Formen und Inhalte durch die Massenmedien festzustellen; dies lässt sich nicht zuletzt in der fortschreitenden Sexualisierung der Angebote, etwa in Postkarten, Tonträgern und Videos belegen.

(3)

Als Sonderform dieser Medialisierung, also der reproduktiven Vervielfältigung und unspezifischen Ausbreitung, von ästhetischen Produkten und Wahrnehmungen lässt sich schließlich auch die **politische Instrumentierung** der Massenkultur als Kitsch herausstellen, die von den Befreiungskriegen über die Rheinkrise von 1840 bis zur Reichsgründung und in den Nationalsozialismus nachzuzeichnen ist. Erst in der Nachkriegszeit wird der grenzenlose (privatisierte und damit banalisierte) Konsum von Versatzstücken der „Rhein-Romantik“ zum ausschlaggebenden Merkmal der Kitsch-Angebote am Rhein, zumal nun - 1945 - auch alle bis dahin gültigen „höheren“ Ordnungen politischen Kitsches wie Vaterland, Kaiserverehrung, Volkstum: „deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang“ um mit Heinrich Hoffmann von Fallersleben zu sprechen, ihre Evidenz und Legitimität angesichts der Barbarei des „Dritten Reiches“ verloren haben. (vgl. von Krockow 1995, S. 142ff).

Statt der politischen Mythen des Reiches und der Macht standen nunmehr - zumindest in der westliche Hälfte Deutschlands nach 1945 die Orientierungsmuster der privaten Sphäre, im besonderen auch der Konsumangebote und der durch die Angebote der Unterhaltungsindustrie zunehmend geprägten Massenmedien im Vordergrund. Tatsächlich wurde so die an den USA orientierte Massenkultur zu dem Ort privater Erfahrungen und Bildungsmöglichkeiten, den vordem die Trivialmythen des Nationalen eingenommen hatten: „... statt eines mörderischen Strammstehens und Weitermarschierens im Gleichschritt, ‚wenn alles in Scherben fällt‘, entdeckte die junge Generation jetzt eine andere Botschaft, etwas ganz Neues: die Faszination der Lässigkeit, von der die Glenn-Miller-Rhythmen in den amerikanischen Soldatensendern kündeten. Wenn es eine bis in die Tiefen des Selbstgefühls wirkende Umerziehung tatsächlich gegeben hat, dann war sie hier zu Hause, wo niemand an sie dachte (...) Mit AFN begann eine Einordnung in den Westen, lange bevor Konrad Adenauer sie politisch betrieb.“ (von Krockow 1995, S. 156)

Selbstverständlich sollen hierüber die dem Kitsch eigenen politischen Dimensionen des Konventionalismus, der Bestärkung privater Orientierungen und der reflexionslosen Unterhaltung nicht vernachlässigt werden: „Universell ohne Zweifel, ist Kitsch jedoch immer

angepaßt an den Geschmack der großen Mehrheit, getreuer Ausdruck der allgemeinen Gefühlswelt, der Harmonie, die der Kleinbürger liebt, da er in ihr die Schönheit und die Ordnung der Dinge gewährleistet sieht. Die bestehende Ordnung der gegebenen Dinge.“ (S. Friedländer 1984, S. 21) Für die Nachkriegs-Bundesrepublik ist aber zu konstatieren, dass sie sich von der nationalpolitischen Dimension, die die Rhein-Romantik und Kitschproduktion von der Romantik und den Befreiungskriegen bis zum Nationalsozialismus geprägt hatten, weitgehend lösen konnte.

Die bürgerliche Verachtung des Kitsches als Kunstgehabte der kleinen Leute blieb freilich in dieser Linie auch erhalten, nunmehr in einer Kritik der als us-amerikanisch denunzierten Massenkultur, in deren Ablehnung sich, nach 1968 noch verstärkt, sogar ultrakonservative Positionen der Kulturkritik mit linksradikaler Kapitalismus- und Gesellschaftskritik treffen konnten. Erst für die Gegenwart der 1990er Jahre ist, vor dem Hintergrund der deutschen Einheit, ebenso aber vor dem Hintergrund neuer nationalistischer und individualistischer Orientierungen in ganz Europa, die auch auf der Ebene der Massenkultur neue politische Führer und Ikonen wie Lady Di (vgl. R. Habermas 1998) schaffen konnten, auch von einer erneuerten politischen Dimension im Kitsch zu sprechen, als deren Hauptexponent am Rhein sicherlich der 1993 wiederaufgestellte „Deutsche Kaiser“ in Koblenz angesprochen werden kann (siehe unter Materialien M 11).

Im besonderen hat S. Friedländer auf die wechselseitige konstitutive Abhängigkeit von Kitsch und politischer Destruktivität, von verkitschter Ordnungssehnsucht und Faszination durch Chaos, Nihilismus und Untergang, im Hinblick auf die Massenlenkung, stärker aber noch auf die Massenfaszination am Beispiel des NS hingewiesen: „Auf der ordnungsbejahenden Seite favorisiert die Optik des Kitsches die ästhetischen Maßstäbe einer gehorsamen Masse, die glücklich auf der Suche nach Harmonie und der Sentimentalität stets aufgeschlossen ist. (...) Der Ästhetik des Kitsches steht jedoch die unergründliche Welt der Mythen gegenüber: hier die Visionen der Harmonie, dort das Wetterleuchten der Apokalypse; hier die blumenumkränzten Mädchen und die schneebedeckten Gipfel der bayrischen Alpen, dort der Totenruf von der Feldherrnhalle, die Extase der Götterdämmerung und die Visionen vom Weltuntergang.“ (S. Friedländer 1984, S. 144)

Entsprechende Zwiespälte und Paradoxa finden sich auch auf der Ebene des Rhein-Kitsches wieder und werden auch auf der Ebene der Massenkultur angesprochen, möglicherweise damit in einem Medium, das sich aber gerade wegen seiner eindeutig schnellen und kommerziellen Rezeptionsziele auch der Mythisierung und politischen Instrumentierung widersetzen könnte (vgl. Steinert 1999). Im Paradox der das NS-System tragenden Grundsätze: „das Bekenntnis zur bestehenden Ordnung der Dinge einerseits, zu Tod und Zerstörung andererseits.“ (ebd.) und seiner „kitschigen“ Repräsentationen spricht Friedländer so zugleich die zwiespältige, ambivalente Grundlage der Moderne selbst (vgl. dazu auch Z. Bauman 1992, S. 3ff) als Bedingungsgefüge für Kitsch und Destruktivität an: „Die moderne Gesellschaft und die bürgerliche Ordnung werden gleichermaßen als Erfüllung wie als unerträgliches Joch empfunden. So kommt es zum ständigen Hin und Her zwischen dem Bedürfnis nach Unterwerfung und Phantasien von totaler Zerstörung, zwischen der Sehnsucht nach Harmonie und apokalyptischen Phantasmen, zwischen Karfreitagszauber und Götterdämmerung.“ (S. Friedländer 1984, S. 118)

Dieser Ansatz lässt sich in unserem Zusammenhang sowohl für die ältere politische Instrumentierung der Rhein-Begeisterung und ihre entsprechend künstlerisch-kitschigen Repräsentationen fruchtbar machen als auch für die zeitgenössischen (Neu-)Ansätze zur Repoliti-

sierung und Renationalisierung des Kitsches auf der Ebene der Massenkultur (z.B. Wappen und Nationalfarben auf Bierkrügen, Stockschildern, T-Shirts usw.).

Schließlich lassen sich Massenkultur und Kitsch so auch als Signaturen der Moderne selbst interpretieren, die zugleich einen Zugang zum Selbstverständnis und zu den Bewusstseinszuständen der Menschen in dieser Epoche eröffnen können.

II. Fachdidaktische Hinweise

Für die aktuelle Erarbeitung des Themas ist auf die Konvergenz von Hoch- und Massenkultur ebenso hinzuweisen wie auf die im Zuge gesellschaftlicher vor allem mediengetragener Entwicklungen fortschreitende Auflösung der bürgerlichen Hochkultur als Grundlage ästhetischer und moralischer Wertungen und damit auch für eine durchgängige Abwertungen des Kitsches. Insoweit als gerade in dieser Dichotomie die Affirmation hoher Kultur fortgeschrieben wird, bietet sich die Beschäftigung mit Kitsch unter der Perspektive massenkultureller Erscheinungen auch als Ausweitung des Blickes auf die Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster sowie auf die damit verbundenen Emotionen, Projektionen Wünsche und Scheinbilder an. Ziele einer solchen Beschäftigung werden also eher die Thematisierung und die reflexive und behutsame, aber auch vergnüglich-gelassene Erörterung der angebotenen Inhalte und Formen sein als das Drohen mit dem Zeigefinger oder das Einfordern festgelegter Wertsetzungen, so weit sich dies in einem den Menschenrechten und der demokratischen Partizipation verpflichteten Modell „verhältnismäßiger Aufklärung“ vertreten bzw. verwirklichen lässt.

Erfahrungen mit Kitsch und Formen bzw. Angeboten der Massenkultur sind in und für jedes Alter vorhanden und bieten somit für Lehrpersonen und für Schülerinnen und Schüler auch die Möglichkeit zu gemeinsamem und wechselseitigen Nachdenken und Besprechen entsprechender Erfahrungen.

Für die Arbeit am vorliegenden Thema bieten sich die Fächer Deutsch, Geschichte, Sozial- und Erdkunde (an Gesamtschulen GL; hier sei vor allem auf die regionalen Auswahlthemen des Lehrplans in Klassenstufe 7/8 hingewiesen, zu denen unter der Signatur 3b auch der Rhein zählt) an, ferner erscheint das Thema im besonderen für fächerübergreifenden Unterricht und für Projekte geeignet, namentlich auch im Hinblick auf die Ausbildung methodischer Fertigkeiten und an diese anschließender Qualifikationen sowie für die „Öffnung von Unterricht“ angesichts der Bedeutung, die diese Flusslandschaft in Rheinland-Pfalz hat. Auch in der gymnasialen Oberstufe bieten sich die genannten Fächer an, nun deutlicher auch über einen methodisch reflektierten und thematisch abstrakter orientierten Zugriff: z.B. Probleme der künstlerischen Wertung, Mediengeschichte, politische Instrumentierung, Geschlechterrollen-Analyse, Analyse und Einschätzung gegenwärtiger massenkultureller Erscheinungen; Möglichkeiten und Grenzen der Kritik; moderne - postmoderne Orientierungen.

Es bieten sich kulturgeschichtliche sowie im besonderen gesellschaftlich-historische Zugänge zum Thema an.

Hierzu gehören die

- Geschichte des Reisens (ein Thema bereits in der Orientierungsstufe) und in diesem Zusammenhang die Beschäftigung mit dem Rheintourismus, entsprechender Geschichte der Verkehrswege und Verkehrsmittel.
- Geschichte und Verbreitung von Kunst und Handwerk in der Bearbeitung der Rhein-Thematik und der Übergang zur Massenproduktion von Souvenirs und anderen Präsentationsformen sowie die Erinnerung bzw. Nostalgie im Hinblick auf verlorengegangene Handwerkerkunst und Dienstleistungen (Schmiede, Bäcker, Winzer, aber auch Rheinschiffer, Fischer und Lotsen, an die heute höchstens noch die Masten der ehemals starken Schiffervereine - z.B. in Oberwesel und Kaub - erinnern) und die Beachtung neu erfundener „alter“ Traditionen wie der unsäglichen Holzbrandkunst, auf deren Tafeln sich Oma Lisa ebenso verewigen kann wie ein Motorrad-Fanclub, Kochrezepte neben sexistischen Dummheiten ihren Platz finden können.
- Begriffsgeschichte, Beschreibungskriterien und Anwendungsmöglichkeiten der Begriffe Kitsch und Massenkultur sowie die Reflexion und Relativierung der entsprechenden Aussagen; das Ziel muss hier in der Formulierung von Arbeitsbegriffen für Kitsch, Massen-, Volks- und Alltagskultur und in deren kritischer Erprobung liegen.
- Die Vielfältigkeit und Reichhaltigkeit entsprechender Objekte, Texte und Sinnangebote zu erkunden und zugleich die homogenisierenden, konformistischen, kommerziellen Zielsetzungen sowie die affirmative Funktion des Kitsches zu erarbeiten.
- Zu prüfen, ob die oben skizzierte mögliche Gegenübersetzung von Kitsch (=affirmativ) und Massenkultur (=affirmativ, möglicherweise aber auch destabilisierend) tragfähig ist und ob sich hier auch Potentiale der Kritik, möglicherweise auch der Erkenntnis finden lassen.
- Die Erkundung lokaler Zusammenhänge (etwa Carl Zuckmayer: Der fröhliche Weinberg 1925 in Nackenheim), der Wandel in der Präsentation herausragender Gestalten und Formen (Loreley, Niederwald-Denkmal, „Deutsches Eck“).
- Mediengeschichtliche Erkundung der Darbietungsformen des Kitsches: Drucke, Bilder, Photoreproduktionen, Postkarten, Leporelli, Aufkleber, Sticker, Video-Cassetten, Neue (z.T. interaktive) Medien.
- Aufarbeitung von Veränderungen in der Bezugnahme bzw. Indienstnahme der Volkskultur, bspw. anhand von Texten und Liedern (z.B. Sagen), aber auch Brauchtum und (zurück)erfundenes Brauchtum (z.B. Mittelalterfestivals, Ritterturniere, „historische“ Ereignisse als Volksfest wie Blüchers Rheinübergang bei Kaub usw.).
- Bearbeitung von Konfliktlagen und die scheinhafte, imaginäre, möglicherweise auch projektive Bearbeitung dieser Konfliktlagen in Erscheinungsformen der Volkskultur, des Kitsches und der Massenkultur (z.B. Rheinkrise 1840; Deutsch-französische Konfrontationen, aktuelle ökologische Fragen).
- Die sozialkundliche Analyse der im Kitsch angebotenen Identifikationsmuster für Generationsgestalten (z.B. Jugend), für Geschlechterrollen, angebliche nationalcharakterliche Vorstellungen oder auch Vorurteile und Stereotypen.
- Erarbeitung von Regionalitätskonzepten, die im Blick auf das gegenwärtige Europa in einer gewissen Komplementär- und Kontrastfunktion gesehen werden können zu den dort stattfindenden Abstraktions- und Homogenisierungsprozessen; Erarbeitung auch der Problematik der Ausbildung und Schaffung regionaler Besonderheiten in Mustern und über Medien, die universal nutzbar sind und statt der Besonderheit Homogenität fordern bzw. erzeugen und vermitteln (etwa Postkarten aus Neuschwanstein oder „aller“ Schönheiten Deutschlands auf einer einzigen Karte, die wir an der Loreley kaufen können).

- Erkundung des Einflusses und der Abhängigkeit lokaler Produkte und Verhaltensmuster vom Leitbild der Massenmedien und deren Übernahme bzw. Prägung volkscultureller Erscheinungen (z.B. Volksliedhitparade; Wahl einer Weinkönigin nach dem Muster einer Miss Mallorca; das Nebeneinander von Weinlauben, Kebabständen, Eimersaufen à la „Ballermann 6“, Rock‘n Roll und Männerstrip auf beliebigen Winzerfesten am Rhein).
- Wandlungen der Kritik von Kitsch und Massenkultur im Rahmen gesellschaftlicher auch bildungspolitischer Entwicklungen (etwa ihre Thematisierung im Unterricht, in Lehrplänen usw. etwa analog zur Bedeutung von Medienerziehung oder der Beschäftigung mit Trivilliteratur in den 1970er Jahren).
- Erkundung und Erörterung der Bedeutung und Tragfähigkeit von Landschaftskonzeptionen, soweit sie in Kitsch- und Massenmedienkultur angesprochen werden (können).
- Erkundung der kommerziellen Interessen an der Herstellung und am Vertrieb entsprechender Kitsch-Angebote.
- Erkundung der Nutzer-Interessen und der bei diesen vorhandenen Wertungen, möglicherweise auch kognitiver Dissonanzen, Scham, Grobheiten, Peinlichkeitsgefühle usw.

Als Arbeitsbegriff für Kitsch ließe sich dabei zunächst durchaus von formalen Bestimmungen ausgehen wie der kumulativen Darbietung bzw. Nutzung von Attributen und Effekten, eine überreiche Form, die Ansprache und Steuerung durch verstärkten Medieneinsatz ohne Reflexivität anzustreben bzw. mit dem Ziel diese auszuschalten: Klar definierbares und die Form und den Inhalt der Angebote dominierendes Verwertungsinteresse, affirmative Funktionen des Dargebotenen gegenüber den vorherrschenden Mustern und Vorstellungen namentlich etwa hinsichtlich von Geschlechterrollen, hinsichtlich der Bedeutung und der Wahrnehmung von Sexualität, im besonderen auch das Herausstellen und bestärken konventioneller Wünsche und Gefühlsansprüche: Gemütlichkeit, Heimweh, Sentimentalität, Dankbarkeit (gegenüber der Mutter), Entschlossenheit in der Heimatverteidigung, Frohsinn, Sangesfreude, Gastfreundschaft usw.

Dieser Begriff von Kitsch wäre dann aber in einem Koordinatensystem abzubilden, das die Wahrnehmung von und die Beschäftigung mit Unterschieden und Entwicklungen möglich macht, die etwa entlang der Linien: historische Entwicklung, soziale Differenzierung, Bildungsgeschichte, Mediengeschichte, -verbreitung und -nutzung, nicht zuletzt Wertungsvorstellungen und politische Geschichte, verlaufen könnten und damit unterschiedliche Verwendungszusammenhänge beschreiben und verschiedenartige Handlungsräume erkennbar werden ließen. In einer solchen Untersuchung dienen die Begriffe der Volks-, Alltags- und Massenkultur dann als Möglichkeiten der Differenzierung und Absetzung, gerade auch in der Perspektive der genannten Entwicklungslinien.

III. Methodische Hinweise: Arbeitsvorschläge und Projekte

Da es sich bei der hier vorgestellten Thematik um eine Einheit handelt, in der sich alltagsbezogene, wissenschaftlich erschlossene und wertungsgeleitete Arbeitsaufgaben mischen, erscheint es sinnvoll, die Selbständigkeit und das Eigeninteresse der Schülerinnen und Schüler in Form von Projekten zu gewinnen und zu entwickeln. Dem tragen die folgenden zehn Vorschläge Rechnung.

(1) Historische Entwicklung

Sie kann anhand von Bildmaterial, Texten oder Objekten untersucht werden und es bieten sich Gegenstände und Erfahrungen an, die sich in der Lebenswelt der Schülerinnen und Schüler, z.B. in Form von Reiseandenken in den Familien, finden lassen. Um diese Motivation nicht zu zerstören oder zu missbrauchen, dürfte es sinnvoll sein - gerade auch bei jüngeren Schülerinnen und Schülern - erst einmal Erfahrungen und Fundstücke präsentieren zu lassen, die möglicherweise thematisierbare, höchstwahrscheinlich aber auf jeden Fall vorhandenen Gefühlsbindungen auch anzusprechen und sie auf der Grundlage einer weitgehend „akzeptierenden“ Voreinstellung zu erarbeiten und dann zu reflektieren. (Dem sollten die in dieser Einheit zunächst vorangestellten Einladungen zur (Selbst-)Reflexion Vorarbeit leisten und Mut machen).

(2) Sammlungen vor Ort

Nicht zuletzt weil der Rhein einen zentralen Teil der Landschaft in Rheinland-Pfalz ausmacht, sollten wo immer möglich Exkursionen und Ausflüge zur eigenständigen Anschauung und Sammlung von Materialien genutzt werden. Diese könnten dann in der weiteren Arbeit gruppenweise erschlossen und - auch wertend - interpretiert werden. Auch ließen sich bei solchen „Vor-Ort-Terminen“ kleinere Befragungen bzw. Interviews mit Verkäufern, Zuschauern, Käufern und Kritikern machen, wobei natürlich auch Möglichkeiten erprobt werden könnten, die Touristen und ihre Geschmackspräferenzen zu klassifizieren bzw. auch Vorurteile zu korrigieren („die Japaner ...“)

(3) Texte, literarische Beispiele

Hier bieten sich eine Fülle von Textsorten an, die von älteren und neueren Lesebuch-Texten über Reiseführer, Plakate und Aufkleber bis hin zu Bild-Text-Ton-Präsentationen reichen könnten. Neben der Analyse von Vorhandenem könnten auch satirische, parodistische oder affirmative Eigenbeiträge erstellt werden: Werbeslogans, Trivialgeschichten, Knittelverse usw.

(4) Bilder, Objekte

Das oben zu Texten (Nr. 4) Gesagte gilt auch hier; zusätzlich hat dieses Feld aber auch natürlich darin seinen besonderen Zugang, dass es visuelle Reize erarbeitet bzw. einsetzt. Hier wäre an Kooperationen mit dem Fach Bildende Kunst zu denken, zumal damit auch die Möglichkeiten sinnvoller Bildbeschreibung bzw. ikonographisch-ikonologischen Arbeitens erweitert und abgestützt werden könnten. Dabei bieten sich Kompilationen und Collagen auch schon in den unteren Klassen als gerne wahrgenommene Arbeitsformen an und führen auch zu den erwünschten Diskussionen.

(5) Politischer Kitsch

Dies ist im Anschluss an die oben im fachwissenschaftlichen Teil unter Punkt 4 angesprochenen Perspektiven zu entwickelt und bezieht sich sowohl darauf, die bewusst programmatische Indienstnahme von Kitsch und Massenkultur zu untersuchen als auch die unbewussten Mechanismen zu erkunden, in denen die in Kitsch und Massenkultur inszenierten und gestalteten Gefühle in politischer Hinsicht gesteuert, wirksam gemacht und ggf. auch bewusst gemacht werden können.

(6) Geschlechterrollen

Nicht nur Sagen und Geschichten, sondern auch die Postkarten und Bierkrug-Etiketten ver-raten etwas über die Vorstellungen vom Geschlechterverhältnis der Anbieter und Rezipienten. Dabei kommen historische Wandlungen zum Vorschein bzw. eben auch die Einflüsse und Auswirkungen der massenmedial getragenen neueren Angebote, wobei es für Kitsch und

Massenkultur sicherlich zunächst konstitutiv ist, dass die hier vermittelten Bilder und Vorstellungen eher konventionalistisch sind und die vorherrschende Ordnung der Geschlechter bestärken. Spannend aber wäre im besonderen die Suche nach alternativen ggf. auch kritischen und subversiven Entwicklungen, und von besonderer Bedeutung, allerdings wohl eher mit älteren Schülerinnen und Schülern zu bearbeiten, sind Fragen der Darstellung von Sexualität und Erotik (vgl. M 7), wobei hier auch nach Veränderungen und möglicherweise emanzipatorischen Gesichtspunkten zu schauen wäre: Hat etwa die Enttabuisierung des Sexuellen seit den 1970er Jahren aufklärerische Wirkung gehabt oder sind lediglich Zoten, die auch im 19. Jahrhundert bereits etwa bei Studenten und Soldaten en vogue waren („Frau Wirtin“-Lieder) nunmehr lediglich universell verbreitet worden, weswegen nun niemand mehr Anstoß nimmt (Woran auch?)?

(7) Jugendkultur

Insbesondere für die Beschäftigung mit Erscheinungsformen der Massenkultur sind Bezüge zur Jugendkulturforschung sinnvoll, da diese als ein bis heute immer wieder herangezogenes und immer erneut ausgeschöpftes Formen- und Themenrepertoire der Kulturwarenindustrie gesehen werden kann (vgl. SPoKK 1997; P. Kemper u.a. 1998) und damit sowohl auf die Angebote der Massenkultur als auch auf neue Kitschangebote Auswirkungen hat. Interessant wäre in diesem Zusammenhang der Frage nachzugehen, ob Kitsch eher die älteren und neueren konventionellen Schichten und Erlebnismilieus ansprechen würde (vgl. G. Schulze 1995, S. 292ff „Harmoniemilieu“; S. 22ff „Unterhaltungsmilieu“; besonders das Integrationsmilieu, S. 301ff), während die Angebote einer durch Jugendkulturen angereicherten Massenkultur entsprechend andere, jüngere oder „neuere“ Gruppen und Verhaltensstile, möglicherweise auch in eher globalen Zusammenhängen, mit individualistischeren und ggf. auch kritisch-subversiven Ansprüchen (G. Schulze: Selbstverwirklichungsmilieu, S. 312ff) entgegenkommen könnten.

(8) Vergleichende Perspektiven: Rhein, Donau, Mosel usw.

Hier müsste in Reisebüros oder mit eigenen Mitbringsele gearbeitet werden; es böten sich Möglichkeiten für historische Längsschnitte und Querschnittvergleiche in regionalen, nationalen oder anders gelagerten kulturräumlichen Perspektiven. Auch könnten sozialstrukturell bezogene Vergleiche (Touristengruppen, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse in den Angebotsregionen usw.) aufschlussreich sein. Bezüge ließen sich schließlich herstellen zu ökonomischen, ökologischen und politischen Verhältnissen und Problemstellungen, die für die Untersuchung der Kitsch-Angebote und -Nachfrage interessante Gesichtspunkte und Rahmendaten liefern könnten.

(9) Unterschiedliche Medien im Vergleich

Auch hier bietet sich mit dem Thema der Medienentwicklung und der damit verbundenen Pluralisierung von Angeboten ein historischer Längsschnitt an, der aber dann auch wieder durch die vergleichende Betrachtung unterschiedlicher Medien und insbesondere im Hinblick auf die aktuellen Verknüpfungen verschiedener Medien zu sogenannten „Events“ oder Festivals ergänzt werden und damit sowohl die Leistungen und Arbeitsformen der einzelnen Medien als auch die durch deren Verbindung und Konkurrenz erzeugten Schnittstellen und Reibungsverhältnisse in den Blick bringen könnte.

(10) Reflexion von Wertungsfragen

So deutlich sich aus einer an Aufklärung und Bewusstseinsklärung interessierten und orientierten Position Kitsch als Gegner bestimmen lässt, so wichtig ist es aber auch, das Thema der Wertung selbst zur Debatte zu stellen und anhand konkreter Erfahrungen, Themen und Objekte und im Hinblick auf sozial und historisch jeweils zu spezifizierende Nachfrage-

und Gebrauchszusammenhänge zu reflektieren. Dies setzt im wesentlichen seitens der den Unterricht betreuenden Lehrpersonen die Bereitschaft und Fähigkeit zu selbstkritischen, keineswegs standpunktlosen Diskursangeboten voraus. Dabei können - wie hier unternommen - möglicherweise biographische Bezüge eine leitende, damit aber auch relativierende Rolle spielen; andere Wege und Ziele gibt es sicherlich auch.

IV. Arbeitsblätter, Materialien

M 1 Kitsch-Definitionen; Massenkultur; Volkskultur

M 2 Kreislauf der Kitsch-Kunst-Beziehung

M 3 Collage: „Schöne Bilder“

M 4 Objektbeschreibungen

M 5 Postkartenanalyse: Landschaft

M 6 Postkartenanalyse: Bunte Bilder

M 7 Postkartenanalyse: Geschlechterrollen

M 8 Textanalyse: Gedichte

M 9 Textanalyse: Erzählung

M 10 Politischer Kitsch: Niederwalddenkmal

M 11 Politischer Kitsch: Deutscher Kaiser

M 12 Kitsch International

V. Literaturhinweise

Zur Einführung in die Thematik

Als Standardwerk zum Rhein kann trotz ihrer zum Teil ausgesprochen konservativen, ja reaktionären Akzente (so schreibt Tümmers durchgehend „welsch“ ohne Anführungszeichen als ob dieses Wort irgendeinen Sachverhalt bezeichnete) die Darstellung von Horst Johannes Tümmers gelten, die es jetzt (1999) auch in einer preiswerten Sonderausgabe gibt. Ferner ist der Sammelband „Der Rhein. Mythos und Realität eines europäischen Stromes“, Köln: Rheinland-Verlag 1988 zu empfehlen; als Textsammlungen können die genannten Bücher von Gumz/Hennecke und H.J. Schneider dienen. Bildmaterial findet sich in den von Gassen/Holeczek herausgegebenen Ausstellungskatalogen. Für die Geschichte des Reisens, auch der Rheinreisen kann auf den von Hermann Bausinger herausgegebenen Sammelband

zur „Reisekultur“ hingewiesen werden. Neuere Definitionen und Übersichten zu den Begriffen Kitsch, Volkskultur, Massenkultur und Alltag finden sich in einschlägigen Lexika (z.B. in der Brockhaus Enzyklopädie 19. bzw. 20. Auflage vom Verfasser). Zum Begriff Kitsch sei besonders auf das Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie, hg. von Ansgar Nünning, Stuttgart Weimar: Metzler 1998, S. 258f und auf das Historische Wörterbuch der Philosophie, hg. von Joachim Ritter, Bd. 4, Basel 1976, Sp. 843 - 846 sowie auf den unten genannten Sammelband von Harry Pross hingewiesen).

Textsammlungen/Quellen

Marianne Bernhard (Hg.):
Deutschland im Spiegel der Dichtung,
München 1967 (Südwest Verlag)

Richard W. Gassen und Bernhard Holeczek (Hg.):
Mythos Rhein. Ein Fluß in Kitsch und Kommerz,
Ludwigshafen 1992

Dies. (Hg.):
Mythos Rhein. Ein Fluß - Bild und Bedeutung,
Ludwigshafen 1992

Wolf-Dietrich Gumz und Frank J. Hennecke (Hg.):
Rheinreise. Gedichte und Lieder. Eine Textsammlung,
Stuttgart 1986 (Reclam)

P.L. Kämpchen, A. Brill:
Land am Strom. Eine Heimatkunde für junge Menschen,
Mainz 1955 (Kirchheim & Co.)

August Linder:
Mein Bordbuch vom Rhein. Roman,
Frankfurt a.M. 1983 (Fischer, Werkkreis Literatur der Arbeitswelt)

Neues Rheinischer Lesebuch für katholische Volksschulen II: Land und Leute, 3. u. 4.
Schuljahr,
Mainz 1955 (M. Grünewald)

Hans-Werner Prahl und Albrecht Steinecke (Hg.):
Tourismus. Arbeitstexte für den Unterricht,
Stuttgart 1981 (Reclam)

Hans Boldt u.a. (Hg.):
Der Rhein. Mythos und Realität eines europäischen Stromes,
Köln 1988 (Rheinland-Verlag)

D.H. Sarnetzki:
Rheinische Dichter der Gegenwart,
Coblenz 1924 (Rheinische Verlagsgesellschaft, Sonderdruck der Rheinischen Heimatblätter)

Wilhelm Schäfer:
Rheinsagen,
München 1921 (G. Müller)

Helmut J. Schneider (Hg.):
Der Rhein. Eine Reise mit Geschichten und Gedichten,
Frankfurt a.M. 1997 (Leipzig: Insel)

Richard Wenz (Hg.):
Tausend Jahre Rheinische Dichtung,
Leipzig 1925 (Max Koch Verlag)

Weitere Literatur

Theodor W. Adorno:
Ästhetische Theorie,
Frankfurt a.M. 1970 (Suhrkamp)

Zygmunt Bauman:
Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit,
Hamburg 1992 (Junius)

Walter Benjamin:
Traumkitsch, in: ders.: Gesammelte Schriften II 2. Werkausgabe Bd. 5,
Frankfurt a.M. 1980, S. 620 - 622 (Suhrkamp)

Walter Benjamin:
Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, in: ders.: dass. Drei
Studien zur Kunstsoziologie,
Frankfurt a.M. 1975, S. 7 - 63 (Suhrkamp)

Pawel Beylin:
Der Kitsch als ästhetische und außerästhetische Erscheinung, in: Hans Robert Jauß (Hg.): Die
nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen,
München 1968, S. 393 - 406 (Fink Verlag, Poetik und Hermeneutik III)

Georg Bollenbeck:
Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters,
Frankfurt a.M. 1994 (Insel)

Hermann Broch:
Einige Bemerkungen zum Problem des Kitsches. Ein Vortrag. In: ders.: Dichten und
Erkennen. Essays Bd. 1, hg. u. eingel. von Hannah Arendt,
Zürich 1995, S. 295 - 309 (Rhein Verlag)

Margitta Buchert:
Bilder vom Rhein zwischen Ideal und Wirklichkeit, in: Der Rhein. Mythos und Realität eines
europäischen Stromes,
Köln 1988, S. 229 - 246 (Rheinland-Verlag)

Ivan Bystrina:

Kitsch im Kontext der Kultur, in: Harry Pross (Hg.): Kitsch. Soziale und politische Aspekte einer Geschmacksfrage, München 1985, S. 11 - 18 (List)

Umberto Eco:

Apokalyptiker und Integrierte. Zur kritischen Kritik der Massenkultur, Frankfurt a.M. 1984 (S. Fischer)

Lucien Febvre:

Der Rhein und seine Geschichte, Frankfurt a.M., New York 1994 (Campus)

Leslie A. Fiedler:

Überquert die Grenze, schließt des Graben! Über Postmoderne (1969), in: Wolfgang Iser (Hg.): Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion, Berlin 1994, S. 57 - 74 (Akademie Verlag)

Gisela Fleckenstein:

Warum ist es am Rhein so schön? Aspekte der Rheinromantik von etwa 1800 bis zur Gegenwart, in: Der Rhein. Mythos und Realität eines europäischen Stromes, Köln 1988, S. 189 - 202 (Rheinland-Verlag)

Georg Forster:

Ansichten vom Niederrhein, hg. von Gerhard Steiner, Frankfurt a.M. 1989 (Insel)

Ludwig Giesz:

Phänomenologie des Kitsches, Frankfurt a.M. 1994 (S. Fischer)

Peter Götz:

Das Bild des Rheins in der Dichtung der französischen Romantik (1810 - 1852), in: Erich Köhler (Hg.): Sprachen der Lyrik. Festschrift für Hugo Friedrich zum 70. Geburtstag, Frankfurt a.M. 1975, S. 164 - 187 (Klostermann)

Rebekka Habermas:

Diana und Maria, die Geschichte einer Verehrung. Über Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten sowie die Furcht der Mächtigen, in: Frankfurter Rundschau vom 7.2.1998, S. 7

Eric Hobsbawm:

Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München 1995 (Hanser)

Max Horkheimer und Theodor W. Adorno:

Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Amsterdam 1947 (Quevedo)

Peter Kemper u.a. (Hg.):

„but I like it“. Jugendkultur und Popmusik, Stuttgart 1998 (Reclam)

Walther Killy:
Deutscher Kitsch. Ein Versuch mit Beispielen,
Göttingen 1962 (Vandenhoeck und Ruprecht)

Gabriele M. Knoll:
Reisen als Geschäft. Die Anfänge des organisierten Tourismus, in: Hermann Bausinger u.a.
(Hg.): Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus,
München 1991, S. 336 - 343 (C.H. Beck)

Siegfried Kracauer:
Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland,
Frankfurt a.M. 1974 (Suhrkamp)

Christian Graf von Krockow:
Von deutschen Mythen. Rückblick und Ausblick,
Stuttgart 1995 (DVA)

Scott Lash:
Wenn alles eins wird. Wir leben im Zeitalter der globalen Kulturindustrie,
in: Die Zeit Nr. 10 vom 26.2.1998, S. 41f

Burkhardt Lindner:
Probleme der literarischen Wertung, in: Heinz Ludwig Arnold und Volker Sinemus (Hg.):
Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft, Bd. 1,
München 1978, S. 444 - 458 (dtv 1978)

Claudio Magris:
Donau. Biographie eines Flusses,
München, Wien 1988 (C. Hanser)

Norbert Mecklenburg (Hg.):
Literarische Wertung. Texte zur Entwicklung der Wertungsdiskussion in der Literatur-
wissenschaft,
München 1977 (dtv)

Abraham Moles:
Kitsch als ästhetisches Schicksal der Konsumgesellschaft, in: Harry Pross (Hg.): Kitsch.
Soziale und politische Aspekte einer Geschmacksfrage,
München 1985, S. 31 - 37 (List)

Norbert Oellers:
Geschichte der Literatur in den Rheinlanden seit 1815, in: Franz Petri und Georg Dröge (Hg.):
Rheinische Geschichte in drei Bänden, 3. Bd.: Wirtschaft und Kultur im 19. und 20. Jahr-
hundert, Düsseldorf 1979, S. 553 - 696 (Schwann)

Friedrich G. Paff:
Der Rhein in Literatur, Alltagsbewußtsein und aus heutiger Sicht (Manuskript)

Harry Pross (Hg.):
Kitsch. Soziale und politische Aspekte einer Geschmacksfrage,
München 1985 (List)

Wilhelm Heinrich Riehl:

Land und Leute am Rhein. Eine Auswahl von Riehls Werken mit Einleitung von Günther Wohlers,

Koblenz: Rheinische Heimatblätter o.J.

Angelika Riemann:

Rheinlust und Reisefieber, in: Der Rhein. Mythos und Realität eines europäischen Stromes, Köln 1988, S. 203 - 222 (Rheinland-Verlag)

Joachim Ritter:

Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft (1963), in: ders.: Subjektivität. Sechs Aufsätze,

Frankfurt a.M. 1974, S. 141 - 163 (Suhrkamp)

Josef Ruland:

Der Rhein. Grundzüge einer nicht nur deutschen Literatur, in: Rheinische Heimatpflege 19 (1982), S. 241 - 256

Jochen Schulte-Sasse (Hg.):

Literarischer Kitsch. Texte zu seiner Theorie, Geschichte und Einzelinterpretation, Tübingen 1979 (Niemeyer)

Gerhard Schulze:

Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt a.M. New York 1995 (Campus)

Gert Selle:

Ideologie und Utopie des Design. Zur gesellschaftlichen Theorie der industriellen Formgebung,

Köln 1973 (Dumont)

Reinhold Sieben:

Die Rheinromantik im Rahmen der geistesgeschichtlichen Entwicklung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts,

in: Hansen-Blatt Nr. 31 August 1978, S. 11 - 29

Mary Wollstonecraft Shelley:

Frankenstein. Roman,

München 1970 (Hanser)

Hans-Georg Soeffner.

Kulturmythos und kulturelle Realität(en), in: ders. (Hg.): Kultur und Alltag,

Göttingen 1988. S. 3 - 20 (= Soziale Welt Sonderband 6)

Hasso Spode:

„Der deutsche Arbeiter reist.“ Massentourismus im Dritten Reich, in: Gerhard Huck (Hg.): Sozialgeschichte der Freizeit. Untersuchungen zum Wandel der Alltagskultur in Deutschland,

Wuppertal 1980, S. 281 - 306 (Peter Hammer)

SpoKK (Hg.):
Kursbuch JugendKultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende,
Mannheim 1997 (Bollmann)

Heinz Steinert:
Kulturindustrie,
Münster 1998 (Westfälisches Dampfboot)

Heinz Steinert:
Im Reich der schönen, guten Waren,
in: Die Zeit Nr. 5 vom 28.1.1999, S. 34

Horst Johannes Tümmers:
Der Rhein. Ein europäischer Fluss und seine Geschichte,
München 1994 (C.H. Beck)

Gerd Ueding:
Glanzvolles Elend. Versuch über Kitsch und Kolportage,
Frankfurt a.M. 1973 (Suhrkamp)

Günter Waldmann:
Literarischer „Kitsch“ als wertungsästhetisches Problem, in: Jochen Schulte-Sasse (Hg.):
Literarischer Kitsch. Texte zu seiner Theorie, Geschichte und Einzelinterpretation,
Tübingen 1979, S. 89 - 120 (Niemeyer)

Wolfgang Welsch:
Unsere postmoderne Moderne,
Weinheim 1991 (VCH)

Wolfgang Welsch (Hg.):
Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion,
Berlin 1994 (Akademie Verlag)

Kitsch-Definitionen; Massenkultur; Volkskultur

(1) Kitsch:

1. „Pseudokunst, die sich durch Verneinung des tradierten Kunstbegriffs definieren lassen kann; wie Kunst ist sie ein Produkt von „Können“ und Machen“, aber im Gegensatz zu jener erreicht K. als Schein-Kunst, machbar nach Rezept, keine Eigen- und Persönlichkeitswirklichkeit, die Kunstbegegnung im Gegenüber von Subjekt und Objekt stattfinden läßt; K. wird „erlebt“ in der Objektivierung des subjektiven sentimental Selbstgenusses und ist gekennzeichnet durch totale Erlebbarkeit, Widerstandslosigkeit synästhetische Verschmelzung von Stimmungsmomenten zum willig zu konsumierenden Schönen ...; wegen seiner Einfühlungsoffenheit bietet er sich dem Betrachter als Pseudobehausung, die von idyllischem Schein und entdämonisierender Tendenz ist ...“ (Otto F. Best: Handbuch literarischer Fachbegriffe, Frankfurt a.M.: S. Fischer 19973, S. 133).
2. „... leichtverkäufliche, dem breiten Geschmack angepaßte, d.h. also geschmacklose und innerlich unwahre Scheinkunst, ohne künstlerischen Wert, die aus vergrößernd-entstellender Nachahmung des Anerkannten scheinbare Ansprüche auf Aussagekraft ableitet.“ (Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur, Stuttgart: Kröner 1969, S. 387)
3. „Der Begriff enthält insbesondere dann, wenn er in Opposition zu „Kunst“ verwendet wird, eine negative Wertaussage. (...) K. wird wie andere artifizielle Produkte als ‚Botschaft‘ verstanden, deren besonderer Charakter in einer v.a. auf die Gefühle zielenden harmonisierenden und affirmativen Objektgestaltung und Rezipientenansprache besteht, die aber gleichermaßen in ihrer konkreten Ausgestaltung von sozialhistorischen, psychologischen und ästhetischen Rahmenbedingungen der jeweiligen Kommunikationssituation bestimmt wird.“ (Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bänden, 19. Auflage, 12. Bd., Mannheim 1990, S. 35)
4. „... der stilistische und ästhetische Abwertungsbegriff brandmarkt als künstlerisch niedrig, klischeehaft, überladen und unecht. Sogar als seelenlos und verlogen entsprechende Gebrauchsobjekte, kunstgewerbliche Gegenstände, Kunst- und Kulturprodukte sowie Gefühle.“ (L. Volkmann in: Ansgar Nünning (Hg.): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze - Personen - Grundbegriffe, Stuttgart Weimar: Metzler 1998, S. 259)

Arbeitsvorschläge:

1. Versuchen Sie sich an einer eigenen Begriffsbestimmung für Kitsch! Gehen Sie dabei auf formale und inhaltliche Merkmale ein und berücksichtigen Sie Rahmenbedingungen und Gebrauchsmöglichkeiten/Lebenssituationen!
2. Welche Wertungen und Werturteile fallen Ihnen auf?
3. Haben sich die Vorstellungen von Kitsch im Laufe der Zeit verändert?
4. Welche Unklarheiten bleiben?

II. Massenkultur

„In einem weiten Sinn dient der Begriff zunächst zur Bezeichnung der von den modernen Industriegesellschaften mit ihren Marktmechanismen, ihren egalitären und partizipatorischen Tendenzen, ihren technisch verbesserten bzw. innovatorisch erweiterten Kommunikationsmöglichkeiten und ihren Konsumangeboten hervorgebrachten bzw. Kultur und zwar auf der Ebene des Alltags. In einem engen Sinn bezeichnet der Begriff die durch die Massenmedien (...) und die Werbung geprägte bzw. geschaffene Kultur, wobei Kultur in diesem Zusammenhang noch einmal enger die Bezeichnung für die durch Medien und Konsumindustrie hergestellten Kulturprodukte gefaßt werden kann oder aber auch die mit diesen Kulturgütern verbundenen Lebensstile, Alltagsroutinen und Verhaltensorientierungen (Freizeitmuster, Sport, Mode, Sprachcodes) ansprechen kann. Auf einer mittleren Ebene wird der Begriff schließlich als Ausdruck einer durch die Industriegesellschaft hervorgebrachten bzw. geförderten Angleichung der Lebensverhältnisse, Wertorientierungen und kulturellen Vorstellungen breiterer Bevölkerungsteile verstanden, wobei die Bewertung je nach Standpunkt und Erklärungsansatz schwankt.“ (Brockhaus Die Enzyklopädie in 24 Bänden, 20. Auflage, 14. Bd., Leipzig Mannheim 1998, S. 307f)

III. Volkskultur

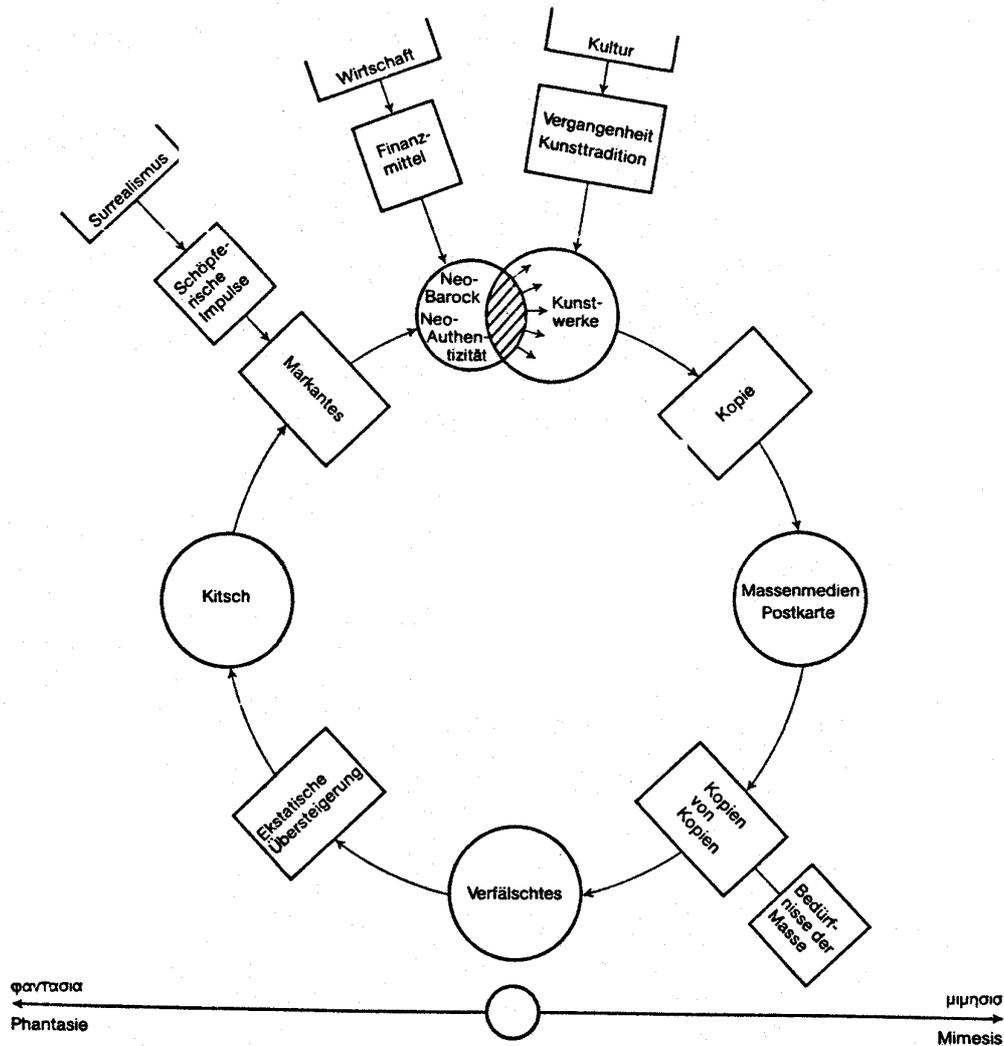
Der Begriff „stellt zunächst die kulturellen Muster im alltäglichen Zusammenleben der Menschen in ihren historischen, regionalen und sozialen Bezügen in den Mittelpunkt. Dabei richtet sich der Blick - z.T. in Absetzung zu Hoch-, National- oder Elitenkultur - besonders auf die kulturellen Erscheinungsformen, Ordnungs- und Verhaltensmuster von Gruppen, die - wie z.B. ländliche oder städtische Unterschichten, Dorfbevölkerungen, Arbeiter, sozial Benachteiligte oder Deklassierte sowie nicht zuletzt Ausgeschlossene oder andere Minderheiten - zunächst nicht im Zentrum des Interesses stehen.“ (Brockhaus. Die Enzyklopädie in 24 Bänden, 24. Bd., Leipzig 1999).

Arbeitsaufträge:

1. Was unterscheidet Volks- und Massenkultur von einander, wo gibt es Gemeinsamkeiten bzw. Überschneidungen?
2. Suchen Sie zu genannten Begriffen und Merkmalen Beispiele!
3. Welche historischen und kulturellen Entwicklungen werden hier angesprochen bzw. vorausgesetzt?
4. Sind die genannten Begriffe für aktuelle Zusammenhänge brauchbar?

Kreislauf der Kitsch-Kunst-Beziehung

Zeithorizont: 10 - 20 Jahre



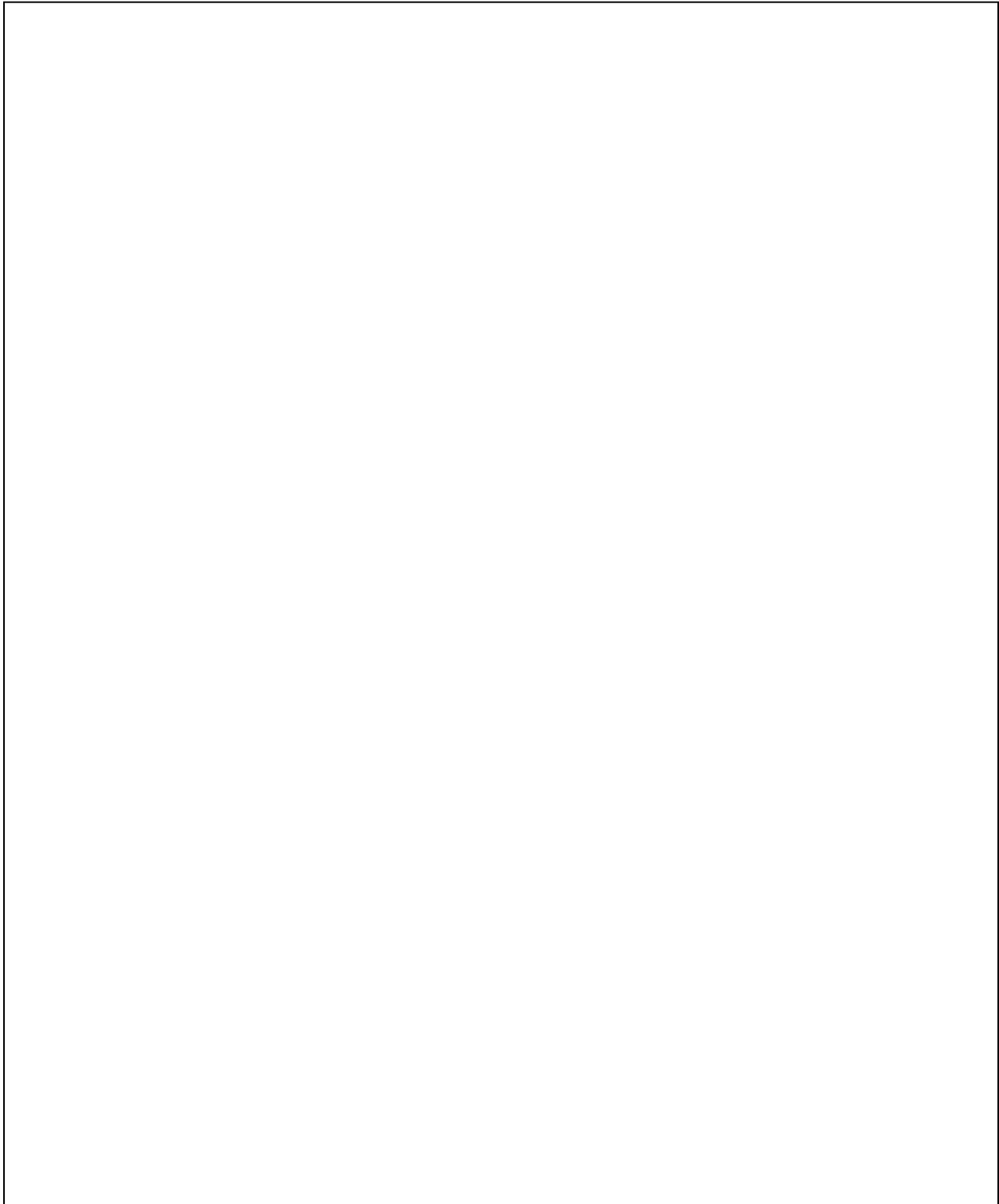
Arbeitsaufträge:

1. Schildern Sie den hier dargestellten Vorgang in eigenen Worten!
2. Welchen Beitrag liefert der hier angesprochen Vorgang für die Bestimmung von Kitsch und Kunst?
3. Konkretisieren Sie diese Entwicklung mit Hilfe eines Beispiels (etwa aus Pop oder Unterhaltungskultur)!

Collage „Schöne Bilder“

Fertigen Sie bitte eine Collage zur Frage „Warum ist es am Rhein so schön?“ an!

Sie können dazu Informations- und Werbematerial aus der touristischen Präsentation der Rheinlandschaft nehmen, aber auch einen anderen Schwerpunkt: Ökologie, Verkehr, Burgen, Geschlechterrollen, Freizeit, Jugendkultur usw. wählen!



Objektbeschreibung:
Schlüsselanhänger mit der Drosselgasse in Rüdesheim



Arbeitsaufträge:

1. Beschreiben Sie das vorliegende Objekt, indem Sie Teile und den Funktionszusammenhang dieser Teile herausarbeiten!
2. Welche Erklärungen haben Sie dafür, dass solche Gegenstände gekauft werden? Wer mag sie in welcher Situation und in welcher Absicht kaufen?
3. Handelt es sich hierbei um Kitsch?
4. Wie müssten die Gegenstände verändert werden, damit sie nicht mehr als Kitsch bezeichnet werden könnten?
5. Stellen Sie andere vergleichbare Objekte dar!

Objektbeschreibung:
Spritzgussmodell des Niederwalddenkmals



Arbeitsaufträge:

1. Beschreiben Sie das vorliegende Objekt, indem Sie Teile und den Funktionszusammenhang dieser Teile herausarbeiten!
2. Welche Erklärungen haben Sie dafür, dass solche Gegenstände gekauft werden? Wer mag sie in welcher Situation und in welcher Absicht kaufen?
3. Handelt es sich hierbei um Kitsch?
4. Wie müssten die Gegenstände verändert werden, damit sie nicht mehr als Kitsch bezeichnet werden könnten?
5. Stellen Sie andere vergleichbare Objekte dar!

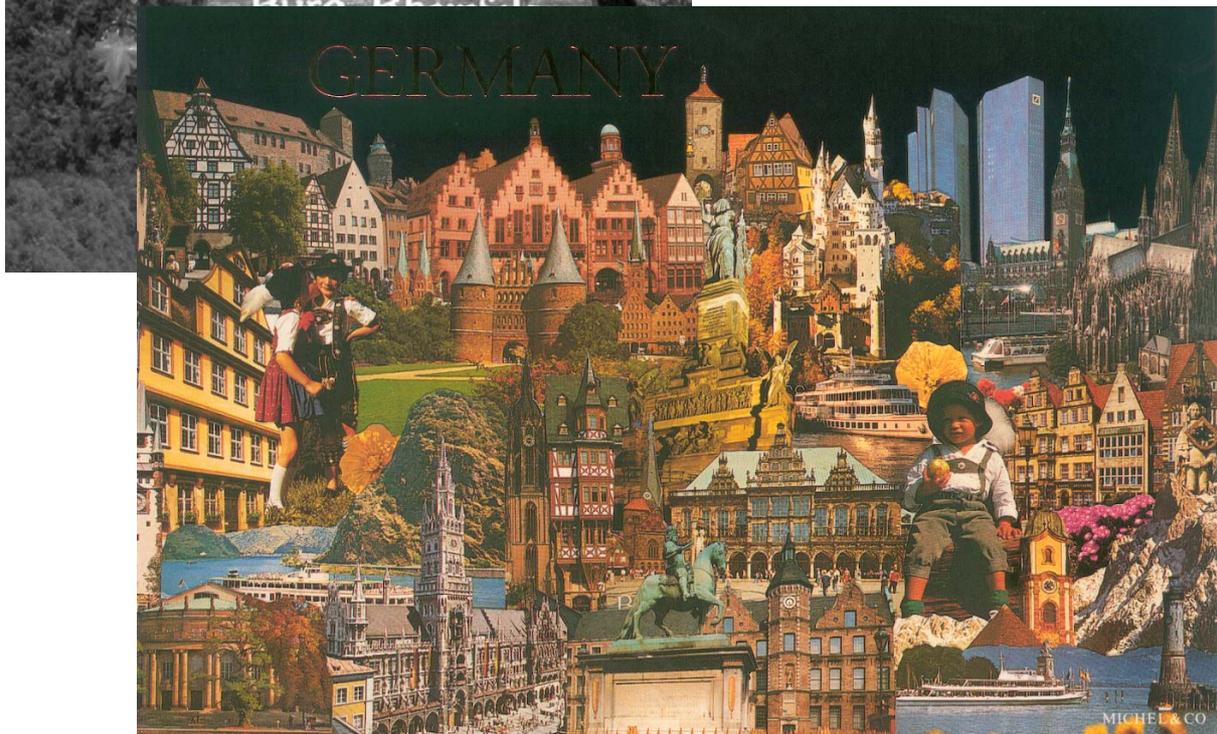
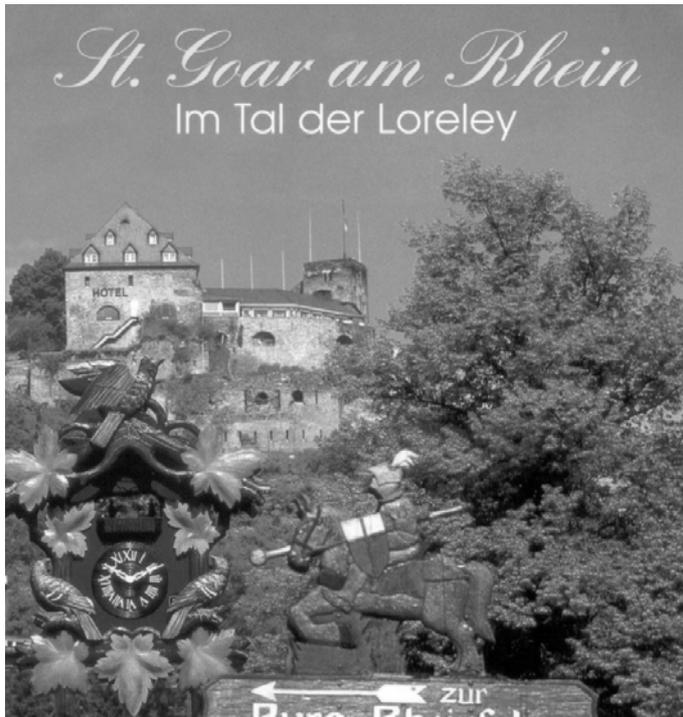
Postkartenanalyse: Landschaft



**Arbeitsaufträge:**

1. Wie wird die Landschaft auf den hier vorliegenden Loreley-Darstellungen gezeigt?
2. Handelt es sich überhaupt um dieselbe Landschaft? Wie könnten die Unterschiede erklärt werden?
3. Vergleichen Sie die hier dargestellte Landschaft mit der ihnen zugänglichen Realität?
4. Welche Gefühlswerte bzw. Stimmungen werden in diesen Bildern angesprochen?
5. Welche Funktion hat das Alter der Aufnahmen?

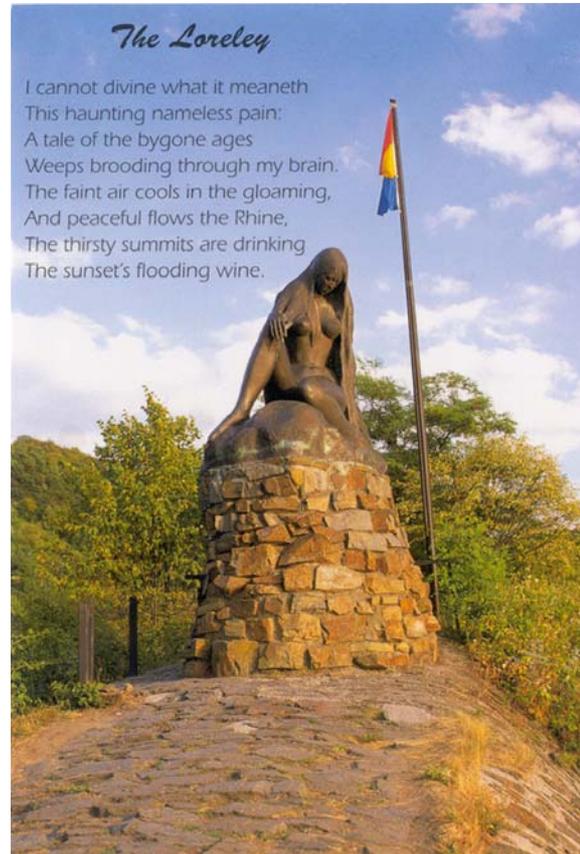
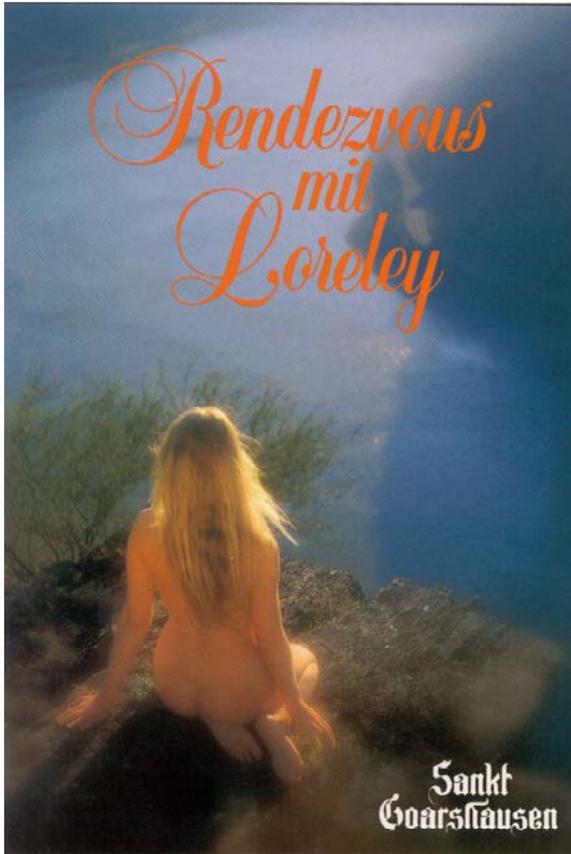
Postkartenanalyse: „Bunte Bilder“



Arbeitsaufträge:

1. Schildern Sie Ihre Eindrücke von den vorliegenden Bildern!
2. Welche Bestandteile können Sie erkennen? Welche Funktionen haben diese?
3. Handelt es sich hierbei um Kitsch?
4. Versuchen Sie eine eigene Zusammenstellung entsprechender Versatzstücke von Rheinlandschaft und Romantik! Sprechen Sie dabei auch über Ihre Vorlieben, Assoziationen und Erfahrungen!

Postkartenanalyse: Geschlechterrollen



Arbeitsaufträge:

1. Beschreiben Sie das jeweilige Bild, in dem Sie die gezeigten Inhalte, den Bildaufbau und die jeweilige Stimmung des Bildes erarbeiten!
2. Wie sind Frauen dargestellt und welche Merkmale werden besonders herausgestellt?
3. Vergleichen Sie die Bilder von der Loreley mit der Sagengestalt und diskutieren Sie, ob es sich um eine angemessene Bebilderung des Vorstellungskomplexes handelt!
4. Diskutieren Sie den sozialen und politischen Gehalt der hier gezeigten Frauenbilder! Wer mag solche Postkarten in welcher Situation und mit welcher Absicht kaufen?

Textanalyse: Gedichte

ANONYM

Frei im Herzen, unter Scherzen
Sind wir jederzeit froh zum Spiel bereit.
Fest mög stehen, weiter blühen,
Hier am Ort, ewig fort, unser Sport!
» Ball Heil! «

So lang die deutsche Eiche grünt und blüht,
Ein deutscher Sinn des Mannes Herz durchzieht.
So lang noch Frauen, deutscher Sang und Wein,
Wolln wir auch wackre Spieler sein.

Froh die Seele, durst'ge Kehle,
nach des Spieles Lust hebt sich hoch die Brust!
Frisch ihr Zecher, füllt den Becher.
Schäum im Glas, edles Naß, frisch vom Faß.
» Ball Heil! «

So lang am Rhein die alten Burgen stehn,
Und Wolken wechselnd über ihnen gehn,
Die Reben an den Hängen wohlgedeiht,
Wolln wir auch wackre Zecher sein.

Hold zu schauen, deutsche Frauen,
Unsres Lebens Zier, grüßen freudig wir,
Von den Lippen, Küssen nippen,
Freud und Schmerz, tragt das Herz, himmelwärts.
» Ball Heil! «

So lang am Rhein ein Auge schelmisch sprüht,
Ein Mädchenherz von treuer Liebe glüht,
Ein deutsches Wort, ein deutscher Sinn wird sein,
Da wollen wir am Rheine frein.

Laut laßt schallen durch die Hallen,
Froh ein deutsches Lied, das zum Herzen zieht,
Männer, Freie, Deutschlands Treue,
Hebt die Brust, kraftbewußt, Spielers Lust.
» Ball Heil! «

So lang noch Wein, Gesang und deutsche Frau,
An unserm alten, freien Rhein zu schau,
So lang noch herrscht des Lebens Sonnenschein
Wolln wir auch wackre Spieler sein.

Herbert Eulenberg.

(* 1876.)

An den Rhein.

Bewaltiger Bruder, wag' ich es, dein Bild,
Das immerzu an mir vorüberfließt
Und sich voll Majestät in mich ergießt,
Im Vers zu spiegeln als dein helles Schild :

Ich diene dir getreu an meiner Statt.
Mein Haus steht fest an deinem weichen Rand,
Mit seinen Augen froh dir zugewandt
Sieht es wie ich sich niemals an dir satt.

Am liebsten freilich bist du uns bei Nacht.
Du schläfst nicht ein, ziehst deine große Bahn,
Gleich uns gewunden durch des Daseins Macht,

Dem Meer, dem Tode zu. Du fühlst ihn nah'n,
Und unter den Gestirnen, wirr entfacht,
Singst du im Sterben leise wie ein Schwan.

Der Erwählten.

Don deinen Lippen les' ich lange Leiden,
Sie stehn wie Schatten oft um deinen Mund,
Und wenn du lachst, mein Herz wird dabei wund,
Seh' ich ob deiner Stirne Sorgen weiden.

Dann muß ich deine dunklen Augen meiden,
Ich weinte sonst, so ängstet mich ihr Grund,
Von tausend toten Schmerzen gibt er Kund'
Und vielen Tränen, hinterschluckt beim Scheiden,

Die niemand sah, die ungeweint gestorben
Und nun wie Perlen dir im Herzen ruhn,
Wie Wünsche, welk geworden und verdorben.

O sieh mich an, was kann ich für dich tun!
Die finstre Fahrt ist aus. Licht funkelt nun
Vom Strand dir zu. Das Glück hat dich geworben.

Kaiserswerth.

Die Stille segnet dich mit vollen Händen,
Klein Städtchen. Wie ein milder ernster Greis,
Der sich den Tod längst nicht mehr schrecklich weiß,
Wallt leis der Rhein vorbei, gewillt zu enden.

Mit Schiffchen spielt er, läßt sich sanft verwenden
Und malt dich zitternd ab zu deinem Preis:
Den grauen Dom, die tote Burg, den Kreis
Der kleinen Häuser mit geweißten Wänden.

Nun schlägt es Mittag. Alle Glocken klingen
Vermischt, wie alt und jung zusammenleben.
Die Tauben aufgeschreckt ums Kirhdach schweben.

Den Turmhahn lüstet es sich mitzuschwingen.
Die Sonne lacht aus zarten Wolken matt
Der Menschenzeit auf goldnem Zifferblatt.

Den Frauen.

Wahr ist's, die Liebe wechselt ihre Farben,
Kornblumen werden weiß im Wasserglas,
Man mißt die Stunden nicht mit gleichem Maß,
Erinnerung macht schöner die, die starben.

Und anders ist es uns am Tag der Garben
Als da wir säten — wer das je vergaß,
Ist unwert, daß er je ein Weib besaß! —
Das Antlitz bleibt nicht stehn, das wir umwarben.

Doch noch der letzte Rest ist voller Wonne,
Weint nicht, ihr Frauen, haltet gierig fest,
Was jemals zu euch sprach: Ich liebe dich!

Und spendet nicht den Kindern alle Sonne,
Sie lassen bald euch einsam in dem Nest,
Aus dem die Liebe heimlich vorher schlich.



Rheinfahrt mit der Mutter

Von Walter Bloem

Mutter, mit Hyazinthen schmück' ich heut
dein Bild, das treu auf meinem Schreibtisch grüßt,
denn heut ist dein Geburtstag, ist der zweite
April, der Hyazinthentag. Dein Grab
im Schatten dieser alten Burg, auf der
du starbst, ist violett und weiß und rot
geschmückt mit jenen Blumen, die vor allen
du liebtest. Und du liebtest alle. Nun
laß uns zusammen plaudern. Laß mich dir
etwas erzählen, das dich freuen wird:

Du warst ein Mensch von echtem Frankenstolz -
laß dir denn sagen, daß in diesem Jahr
die Heimerde, schwer von Leid bedrückt,
ein tausendjährig Jubelfest begeht.

Rheinland ist tausend Jahre deutsch. Es will
bekunden, dass es deutsch auf ewig bleibt.
Freut dich das, Mütterchen? Ich weiß, dich freut's,
denn glühenden Herzens liebtest du die Heimat,
und nie erschwoll dein süßer Liedermund
so andachtschweren Schauers voll, als wenn du
„Am Rhein, am heiligen Strome“ sangst.

Wie oft sind wir auf sommerfroch beflaggtem Schiff
durch grüne Flut hinauf, hinab gefahren!
Und wenn sich zwischen weinumgrüntem Klängen
der sagenreiche Lurteifelsen hob,
dann stimmtest du mit deiner Lauberstimme
das rätselholde Jubellied: „Ich weiß nicht,
was soll's bedeuten -“ an - und alles tauschte
und fiel dann freudig ein ...

Oh, als ich das
zum erstenmal erlebte - weißt du noch?
Ich war ein Bub von neun - wir waren Hand
in Hand von Bingen auf den „Stolzenfels“
gestiegen - und du zeigtest mir den Rhein,
die grauen Städtchen und die Burgruinen,
bei Lorch die Teufelsteiter und bei Caub
die Pfalz in Stromes Mitte - du erzähltest
Geschichte mir und Sage - sangest leise
mir Lied um Lied und sengtest mir ins Herz
ein erstes Ahnen deutscher Herrlichkeit ...

Er hat dich viel gekostet, unser Strom -
zwei deiner Söhne und dein ält'ster Enkel
zogen, als Nothruf grell durch Deutschland flog,
in Waffen über'n Rhein - doch von den dreien
kehrten nur zwei zur Heimat. Ach, dein Jüngster,
dein Benjamin, schläft unterm Kreuz von Hols
in Vouziers auf dem Soldatenfriedhof ...

Das Leid um ihn zerbrach dir vor der Zeit
den starken, hellen Geist. Von seinem Tode
gesundetest du nie. Gar bald danach
auf letzter Rheinfahrt führten wir dich heim
zur alten Ritterburg im Maingau. Weißt du's
noch, Mütterchen?

Du saßest still durchsonnt
im Bahnabteil am Fentser. Eilig zogen
da draußen die geliebten Stätten alle
vorüber, und noch einmal grüßtest du
den heiligen Strom. Um jede Burgenzinne,
um jedes Kirchlein web Erinnerung
den Silberschleier. Weißt du noch - da drüben
in Oberwesel? wie vom Dampferbugspriet
ich euch, vorüberfahrend, beim Spaziergang
entdeckte? Wie vom weißen Lockenhaupt
den Panama der Vater zog und winkte?
Wie tausend Liebesgrüße flatterten
vom Bord zum Uferbaumgang?

Ach, du wußtest,
das alles heut siehst du zum letztenmal ...

Doch wenn durch rheinische Gawe diesen Sommer
ich wiederum zu Tale fahren werde,
schwebt mir zur Seite dein verklärtes Bild,
dein rheinisch Herz, ich weiß es, stimmt mit ein
in all den schmerzgeweihten Jubel, der
in diesem Jahr durch Rheinlands Gawe flutet -
und darum heut an diesem Frühlingstag,
der deinem Angedenken gilt, grüß' ich,
o Mutter, dich mit heißem Liebedank,
du treuestes, du echtestes Rheinlandskind.

Quelle: Walter Bloem, in: Wenz 1925, S. 293 - 295

In stillen Gärten über dem Rhein ...

Von Rudolf Presber

*In stillen Gärten über dem Rhein,
da träumen, weltverloren,
die Ahnen unter Kreuz und Stein,
Magister und Pastoren.
Aus Bildern blicken, blau und klug
die Augen, in ernsten Gedanken;
in knochigen Schädeln kein welscher Zug -
und groß und schlank, wie Franken.*

*Ich trag' ihr Mark, mich wärmt ihr Blut,
ich ehre sie als Beseler;
hab' Frankentrotz und rheinischen Mut
und - viele deutsche Fehler.
Und wo der dunkle Faunus schiebt
mainwärts die letzten Höhen,
bei denen, die mich als Kind geliebt,
werd' einst ich schlafen gehen ...*

*Doch wenn der Sommer gekommen war
und rot die Rosen blühten,
dann lockt's durchs Herz mir jedes Jahr,
wie Heimweh nach dem Süden.
Dann hat durch Leben und Gedicht
gezittert eine Weise,
als rief mich heilige Enkelpflicht
nach Welschland auf die Reise.*

*Vielleicht, daß einst zur Ewigen Stadt
im Kampf um goldne Kronen
ein reisiger Ahn geleitet hat
den letzten der Ottonen;
daß Roms Verrätersonne schien
ins Aug' dem Todesmatten,
und Pinien auf dem Aventin
des Schwärmers Grab beschatten.*

*Vielleicht, daß einer meines Bluts
im erzgeschienten Kaufen
gefolgt aus Franken leichten Muts
dem Stern des stolzen Staufens;
daß seiner Sehnsucht letztes Weh
und seines Todes Schrecken
Kypressen am Fuxiner See
mit ernstem Schatten decken.*

*Wie hätt' ich sonst, ich Kind vom Rhein,
die Sehnsucht recht verstanden?
Es muß ererbtes Heimweh sein
nach den italischen Lande.
Was mir des Südens Segen gab
an heißen Wonnestunden,
daß quillt vielleicht aus einem Grab,
daß niemals ich gefunden ...*

Quelle: Rudolf Presber, in: Wenz 1925, S. 213f

Arbeitsaufträge (M 8a - M 8d):

1. Fassen Sie den Inhalt des jeweiligen Gedichts zusammen!
2. Welche Stimmung wird (durch was) vermittelt?
3. Handelt es sich hierbei um Kitsch?
4. Welche Themen, Motive und Erfahrungen der Rheinlandschaft fehlen hier?
5. Wie werden Gefühle angesprochen bzw. erzeugt?
6. Vergleichen Sie die Gedichte miteinander!
7. Wie sollte ein zeitgemäßes Rheingedicht (oder ein Song) aussehen? Vgl. etwa Wolfgang Niedecken „Für ne Fründ“ (1987) !

8. Machen Sie einen eigenen Versuch Ihre Erfahrungen und Stimmungen im Rheintal in Form eines Gedichtes auszudrücken! Diskutieren Sie dabei über Möglichkeiten der Kunst- und Kitschproduktion!

Textanalyse: Erzählung

Richard Wenz.

(* 1876)

Wanderschaft.

Er war schwermütig versonnen ein Ufertreppchen hinabgestiegen und auf dem übergrasten alten Leinpfad weitergetrabt, um seiner empfindlichen Scheu die Begegnung mit Menschen auf der sommerheißen Landstraße zu ersparen. Die regungslose Stille des Nachmittags, die lähmend auf den seicht hinkriechenden Fluß zu drücken schien, wurde unaufhörlich zerritzt von dem hartnäckigen Zirpen der Heuschrecken im versengten Grase der Böschung; aber der Fremde empfand die müde, sirrende Eintönigkeit als etwas Wohltuendes, das seine schmerzliche gereizte Haut beruhigend streichelte und den tosenden Aufruhr seines Innern allmählich verebben ließ.

Seine Augen labten sich an dem vielgetönten milden Blau von Skabiosen, Glockenblumen und Weidenröschen, von Bienensaug und Zichorie, und der Blüten trocken würziger Mischgeruch, den er im Hinschreiten vom Boden aufwehte, hüllte ihn in eine Stimmung, die Wonne und Weh zugleich war, die ihm einmal sogar Tränen lösender Beglückung an die Wimpern hängte.

So weiterwandern, ziellos und nie wieder zur nüchternen Besinnung auf die quälende Wirklichkeit kommen, nie wieder durch die lauten, verwirrenden Gassen der Menschen gehen müssen, wo ihn Blicke und Worte peinvoll betasteten, wo Fremdes, Zuwideres sich mit rauhem Ungestüm in die leichtversehrte Hülle der eigenen Empfindungswelt drängte und wo man fordernd eiferte um alles, was Begnadung sein müßte, wo der Seele in starren Fesseln von Gesetz und Norm unablässig Notzucht geschah. Ueber die duftigen Dolden eines von Bärlapp umwogten Holunders tanzte selig ein rotbuntes Schmetterlingspaar. Könige des Gefühls! mußte Albert denken, während er den Sonnbeschwingten wehmütig lächelnd ins flimmernde Blau nachträumte.

Aber der hartklappende Schlag eines Pfahlbeils, den bis dahin das üppige Laub der Weinberge erstickt hatte, riß seinen Blick wieder erdwärts. Ueber der die Straße säumenden Mauer leuchtete zwischen zwei Stockzeilen die blauleinene Schürze eines Winzers auf, der daran war, die im Windfall geknickten morschen Pfähle wieder aufzurichten.

Wie von körperlichem Schmerz berührt, duckte sich Albert, um unbemerkt vorbeizukommen; aber der Mann ließ sein Arbeitsgerät sinken und sah mit dreister Neugier zu ihm herab. Da spürte er mit

einemal wieder die Meute der Heimatdörfler auf den Fersen, und eine im erregtern Herzklopfen aufquellende Unruhe trieb ihn zu schnellerem Gehen an. Doch schon hatte die Scham des nervös Empfindsamen seinen Sinnen die krankhafte Gereiztheit wiederverliehen, und deutlich hörte er hinter sich drein die Stimmen raunen und zischeln, die ihn nächtlich von Haus und Herd in die Fremde getrieben hatte. Er stand wieder lauernd hinter der Auslage seines Kramladens, über den schon wochenlang von Pharisäern der Dorfmental die Sperre verhängt war, ließ die Majestät seines Blutes wieder mit kaltherzig rechtenden Anklagen geißeln, und das Wehste: noch einmal kostete er alle Bitternis des Abschieds, mit dem der Entsagungs-wille des geliebten Wesens blutenden Herzens dem ungleichen Kampf ein Ende gemacht hatte. Wohin mochte die Selbstverbannung das stille, feine Menschenkind getrieben haben? Ob sie den gesuchten Frieden denn wirklich fände, so wie er den seinen zu finden glaubte? Sie im auffordernden Wirken ihres Schwesternberufs, er in menschen-ferner Waldeinsamkeit, wo seine Träume ihrem Gedächtnis Altäre erbauen wollten.

Wenn er sie nur nicht immer so unendlich traurig vor sich sähe! Denn auch jetzt war es ihm, als wenn aus dem Strömen des Wassers das Weinen der Verlassenen klänge. Eine Furt zwängte den Fluß in ein nach der Straßenseite buhnenbegrenztes schmales Bett, so daß er, an die Steine stoßend, immer unwillig aufrauschte, und da auch der waldige Berg-hang mit den ernsttragenden Pappeln am Fuße längs dieser Flußwindung im Schatten lag, so verfinsterte sich mit einemal das Antlitz des Tals, und Albert vermochte fürs erste sich nicht wieder in die naturselige aufgelöstheit von vorhin zurückzu-finden.

Doch schon nach Minuten kehrte sich die Talwand erneut der Sonne zu, die hoch oben in einem der Weinberge unweit der Waldgrenze ein weißge-tünchtes Häuschen aufblinken ließ, dessen zwei Fensterluken geheimnisbergend von Schlagläden verschlossen waren.

Albert hatte sogleich ungesucht die Vorstellung, daß die Rebpfähle ein dichter Wald von aufrecht-stehenden Lanzen wären, die ein kleines Berg-kastell bewehrten. Und weil die Sonne schon ihr gleißendes Gold in einem langen Streifen über den Fluß goß, so beschloß er, hinaufzusteigen, um in

dem Häuschen vielleicht eine Ruhestatt für die Nacht zu finden. Aber obschon die Tür nur verriegelt war, entschied er sich zum Lager auf dem warmen Boden des nahen Tannenbestandes, aus dessen eingesatteltem Grunde ein klares Wasserchen quoll.

Das Flußtal herauf schwebten die ferngedämpften Klänge einer Abendglocke, und dämmerweich umschmiegt ergab sich Albert dem klärenden Gefühl, nun allem Häßlichen des Heimatdorfes weit ent-rückt, gegen allen giftzüngigen Klatsch gefeit zu sein. In der zunehmenden Entspannung seiner Nerven genoß er die selbstgewählte Entsagung der Einsamkeit mit einer Inbrunst, die ihn hätte drängen mögen, jedes Waldgetier brüderlich zu grüßen, vor jedem Baum liebend ins Knie zu sinken.

Alles hier oben erschien ihm makellos und voll-kommen; der Wunsch, selber aufzugehen in dieser Harmonie, steigerte sich ihm zur brennenden Sehnsucht.

Aber dennoch beschlich ihn die Verlassenheit, als die ersten Sterne aufglommen und durch das Wald-dunkel der klagende Ruf einer Eule schauerte. Trotzdem er die Augen vor Müdigkeit schloß, wehrten noch manchmal wirrschweifende Heimge-danken dem Schlaf, bis er den Blick zum blau-schimmernden Nachthimmel hob, dessen tiefe Un-endlichkeit ihn allem Nahen und Kleinen entführte. Selbst das Lodern seiner Leidenschaft war jetzt ver-schwelt, und nur ein gierdeloses Sehnen glühte läuternd in seinem Herzen. Schon verhaspelte sich sein Sinnen in dem Halbtraum, der immer wieder um das weiße Weinberghäuschen kreiste, und als sein Geist noch einmal ins Wachbewußtsein zu-rückglitt, tauchte wie aus längst erwogenen Plänen der Vorsatz in ihm auf, am Morgen den Besitzer des Weinbergs ausfindig zu machen, damit er ihm das Häuschen zum Unterschlupf überlasse.

In der Morgendämmerung qualmten Nebelschwa-den vom Tal herauf. Sie dunsteten kühl über Alberts Lager hin, so daß er, noch schlaftrunken, sich unter die Farne am Waldrande wälzte, aus denen er dann ein paarmal verdrießlich ins graue Morgenlicht blinzelte. Plötzlich verschlug ihm ein Erbeben den Atem. In dem taunassen, halbzer-fetzten Netz einer Kreuzspinne, das sich von einem Farnwedel in die Höhe spannte, schwebte, von dem zähen Gespinst fest umschnürt, ein Nachtfalter, dessen Flügel ohnmächtig in seinen Fesseln zuckten. Albert trat erzürnt gegen den Farn, so daß die Spinne in ihr Tannenversteck stob, und riß den baumelnden Knäuel herunter. Nachdem er das Tierchen behutsam aus den klebrig-seidigen Fäden befreit hatte, wärmte er es in der hohlen Hand mit seinem Hauche und wurde traurig, daß es nicht wieder zu sich kommen wollte. In tiefem Mißmut stand er auf und stieg unschlüssig weiter den Berg hinan. Unbeherrschter Zorn erfaßte ihn, wenn ein Spinnwebfaden sein Gesicht berührte, und auf dem Höhenweg hieb er mit seinem Stock voll Ingrim-m in jedes Netz hinein, das sich zwischen Buschwerk und Gräsern spannte.

Eine Welle starken, süßlichen Blütenduftes gebot ihm Einhalt auf seinem Rachegang. Aus dem Erlengehölz hingen blühende Geißblatranken über den Weg, und Albert war eben im Begriff, sich auf eine der Blüten niederzubeugen, als er sah, daß ringsum fast alle Stämmchen des Niederholzes von den sich emporschraubenden Lianenstengeln umklammert und einige in der grausamen Drosselung schon erstickt waren.

Da flutete heißes Weh in ihm auf, und als er im Rieselregen aus dem Wald ins Freie trat, wußte er, daß er auf einem Abweg gewesen war.

Fern in der Stromebene schälten sich die Umrisse der Stadt aus dem Regengrau; auf die schritt er zu in der Gewißheit, daß er ein Kämpfer bleiben werde.

Quelle: Sarnetzki 1924, S. 37 - 41

Arbeitsaufträge:

1. Fassen Sie den Inhalt der Erzählung zusammen!
2. Charakterisieren Sie den „Helden“ und seine innere Entwicklung!
3. Welche Funktion hat die Rheinlandschaft in dieser Erzählung?
4. Spielt es eine Rolle, dass es sich hier um die Geschichte eines Jugendlichen handelt?
5. Handelt es sich bei dieser Erzählung um Kitsch?
6. Ordnen Sie den Text in die politische und geistesgeschichtliche Situation der ersten Jahrhunderthälfte in Deutschland ein („Ideen von 1914“) und diskutieren Sie die mögliche Attraktivität dieses Textes für Leserinnen und Leser damals (heute)!
7. Suchen Sie nach vergleichbaren Erzählungen!

Politischer Kitsch: Das Niederwalddenkmal



Arbeitsaufträge:

1. Beschreiben Sie das Denkmal nach der vorliegenden Postkarten-Abbildung und schildern Sie Ihren Eindruck (Beachten Sie bitte auch die Perspektive des Fotografen!)
2. Informieren Sie sich über die Hintergründe der Entstehung des Denkmals und auch über die Vorfälle im Zusammenhang seiner Einweihung! (z.B. bei Ralph Erbar in PZ-Information Geschichte 4/97, S. 159 - 186)
3. Muss es ein solches Denkmal heute (im neuen Europa) noch geben?
4. Welche Bedeutung misst Emil Ritterhaus dem Denkmal bei?
5. Welche sprachlich-stilistischen Mittel nutzt er?
6. Handelt es sich bei diesem Gedicht um Kitsch? (Oder wie kommen Palmen an den Rhein?)
7. Welche Funktionen hatten das Denkmal und das Gedicht in ihrer Zeit? Welche Funktionen können sie heute haben?

Festgedicht von Emil Ritterhaus zur Feier der Grundsteinlegung zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald am 16. September 1877

- | | |
|---|---|
| <p>1. Der Sommer hat mobil gemacht
In Flur und Garten seine Truppen,
Auf Wiesen und in Waldesnacht,
In Thälern und auf Bergeskuppen.
Als Fußvolk Astern Reih' an Reih'
Seh'n rings im Beet wir aufmarschieren;
Auch Georginer steh'n dabei,
Ein Zug von Gardegrenadiern.</p> <p>2. Als Reiterei in bunter Pracht
Die Falter in der Luft sich tummeln;
Die Feldmusik die Grille macht
Und Bienen helfen mit und Hummeln.
Die Rebe zeigt in Blau und Gold,
Daß wohl verseh'n sie mit Patronen;
Als Bombe auf die Pfade rollt
Der Apfel aus des Baumes Kronen.</p> <p>3. So hält der Sommer Heeresschau -
Und Heerschau hält in diesen Tagen
Ein Kaiser auch im deutschen Gau,
Dem glühend alle Herzen schlagen.
Wie heiß, wie treu, das sagt sich nicht!
Wie wir den alten Helden lieben,
Das steht in jedem Angesicht,
in jedem Herzen steht's geschrieben!</p> <p>4. Bei Rüdesheim, da ist der Fleck!
Umrauscht von Rebenlaub und Zweigen,
Soll hier ein Riesenbildnis keck
Die deutsche Kaiserkrone zeigen.
Dort blinkt der Strom, gar oft begehrt
Vom Nachbarvolk in tollem Treiben,
Doch Antwort gab das deutsche Schwert:
Der Rhein soll ewig deutsch verbleiben!</p> | <p>5. Es war einst ein Septembertag;
Es war ein Tag vor sieben Jahren,
Da ist wie jäher Wetterschlag
Das Schwert in Welschlands¹ Macht gefahren.
Sedan², mit hellem Jubel nennt
Dich Alt und Jung! Mit wuchtigem Streiche
Ward dort gelegt das Fundament
Zum neuen, deutschen Kaiserreiche.</p> <p>6. Der Held, der dort den Degen schwang,
Den altbewährten Zollerndegen³,
Heut' schwingt er an dem Rebenhang
Den Hammer bei dem Grundsteinlegen.
Er, der erbaut der Einheit Dorn,
Er weiht den Stein mit Hammerstreiche
Zum Monument am deutschen Strom
Zu Deutschlands stolzem Ehrenzeichen!</p> <p>7. Und wie der Kriegsherr nach dem Sieg
Vor Gott in Demuth hingetreten
Nun auch in dieser Stunde flieg'
Zum Himmel auf ein innig Beten:
Bleib' Du, o Herr, uns allzeit nah'!
Laß' Deinen Segen niederthauen!
Die eherne Germania
Mög' rings beglückte Völker schauen!</p> <p>8. Laß' uns noch lang den edlen Greis
Im Schmuck der Kaiserwürde sehen!
Laß' über seinem Haupte leis'
Des Friedens fromme Palmen wehen!
Ein jeder Tag ihm Palmen streu'! -
Und wir am grünen Rebenstrande,
Wir schwören's: Bis zum Tod getreu
Dem Kaiser und dem Vaterlande!</p> |
|---|---|

(Zit. nach Lutz Tittel: Das Niederwalddenkmal 1871 - 1883. Hildesheim 1979, S. 186)

¹ Welschlands = Frankreichs

² Sedan = Ort in Frankreich, bei dem am 2. September 1870 der französische Kaiser Napoleon III. gefangenegenommen wurde

³ Zollerndegen = Hohenzollerndegen; die Hohenzollern waren das Herrschergeschlecht, dem die drei letzten deutschen Kaiser angehörten: Wilhelm I. (1871 - 1888), Friedrich III. (1888) und Wilhelm II. (1888 - 1918)

Politischer Kitsch: Deutscher Kaiser



Postkarte vom Deutschen Eck



„Der Rhein in Flammen“

Saul Friedländer, der zunächst mit einem Zitat aus Joachim C. Fests „Hitler“-Buch beginnt:

„... in solchen Szenerien eines politischen Karfreitagszaubers ... kam Hitlers Vorstellung ästhetischer Politik zur Deckung mit dem Begriff. In den gleichen Zusammenhang ästhetischer Todesverklärung gehörte die Vorliebe für nächtliche Kulissen. Unentwegt wurden Fackeln, Scheiterhaufen oder Flammenräder entzündet, die den Behauptungen der totalitären Stimmungstechniker zufolge zwar das Leben zu feiern vorgaben, es tatsächlich aber pathetisch entwerteten, indem sie es an apokalyptische Vorstellungen banden und den Schauer von Weltenbränden erklärten oder Untergänge beschworen, den eigenen nicht ausgenommen.“

Das ganze Gewicht der romantischen Tradition, die sich am Thema des Todes nährt, vor allem die deutsche Romantik kommt hier zum Tragen. (...) hier werden Kitsch und Entsetzen erzeugt durch eine Häufung von Schreckens- und Todesbildern, durchsetzt mit Symbolen einer Pseudospiritualität (...) Wir sind hier im innersten Zentrum der ästhetischen Dimension des neuen Diskurses über den Nazismus, hier ist die Essenz jenes eigentümlichen Reizes, der uns erschauern läßt: symbolische Überfrachtung, barock inszeniertes Arrangement und Evokation einer Atmosphäre voller Mysterien, Mythen und Religiosität als Hülle um eine Vision des Todes, die als Offenbarung verkündet wird, als ‚Apokalypse‘ im ursprünglichen Sinne des Wortes, *aber als eine Offenbarung, die zu nichts führt*, die nichts offenbart außer Finsternis und Entsetzen ...“ (Friedländer 1984, S. 37ff)

M 11c

Kaiser Wilhelm wieder da

Aber nicht alle wollen das Standbild am Deutschen Eck

Koblenz (dpa/taz) - Kaiser Wilhelm I. steht wieder auf dem Deutschen Eck - als Reiterstandbild. Ein 70 Meter hoher Kran hob am Donnerstag die Nachbildung der Reiterstatue von Wilhelm I. mit dem Siegesengel auf das Deutsche Eck am Zusammenfluß von Rhein und Mosel. Das Original war dort am 16. März 1945 von einer US-Granate getroffen worden. Tausende beobachteten von Schiffen sowie vom Mosel- und vom Rheinufer aus das Geschehen. Jubel brandete auf, als der Kran die Figurengruppe auf den Sockel setzte. Doch es gab auch Proteste: Eine Gruppe von Jugendlichen hielt ein Transparent mit der Aufschrift „Heil dem deutschen Kaiser“. Der Monarch auf der Zeichnung trug einen Hitler-Bart. Kritik wurde auch am Datum geäußert. Am 2. September 1870, dem sogenannten Sedantag, hatten deutsche Truppen Kaiser Napoleon III. gefangengenommen.

TAZ vom 3.9.1993

Ein Kaiser wie Deutschland

Nur selten beweist der Geist der Nation, unterwegs im Dienste der Ahnen, soviel Instinkt wie am deutschen Eck. Hier fließen nicht nur Rhein und Mosel zusammen, sondern werden sich in Kürze auch historischer Rückgriff und Beschwörung der Zukunft auf unnachahmliche Art vereinen. Der Kaiser kommt! Anfang September wird das Reiterstandbild von Wilhelm I. auf dem Koblenzer Tortenstück seinen alten Platz einnehmen. Was heißt hier Anachronismus? Hier nimmt sozusagen die Gesinnungslage der Nation höchst selbst Platz. W.I. ist ein Kaiser wie Deutschland.

Die nationale Größe von W.I. war nie so augenfällig wie an seinem jetzigen Standort. Im Koblenzer Industriehafen überragen seine 14 Meter Bronze mühelos Berge von Eisenschrott und aufgetürmte Container. Umgeben von dieser Zivilisationspracht, umsorgt von einem Hofstaat von Kranführern, Schweißern und Hafenarbeitern wird Majestät für seinen Auftritt am Deutschen Eck repräsentabel gemacht. Bis heute ist W.I. - schließlich hat er drei Kriege geführt, die Deutschland nach innen stärkten - ein Symbol der Einheit. Das lässt sich vom Kran, aus dreißig Metern Höhe betrachtet, überblicksmäßig feststellen. Da sind seine Einzelteile: sie sollen zusammengeschweißt werden, wollen aber nicht recht zusammenpassen. Da ist die künstliche Patina: die wird über den Torso gekleistert, damit man die Bruchstellen nicht sieht. Da ist der martialische Gesichtsausdruck: die Verantwortung umgeschnallt und den Säbel gleich mit. Das Ganze monumental, aber innen hohl - und schon ein klein wenig (von Vögeln) angeschissen. Tatsächlich ein Denkmal, das den Untertanen die pädagogische Idee, sich für Volk und Vaterland zu begeistern, nahe bringt wie kein anderes.

1897 ließ Wilhelm II., der einen dynastischen Kult um seinen Opa veranstaltete, das Standbild errichten. Als Provokation gegen den „Erbfeind“ Frankreich. 1945 von den Amerikanern erfolgreich als Zielscheibe benutzt, 1953 als Sockel vom Bundespräsidenten zum Mahnmal der deutschen Einheit erklärt. Als 1987 der Koblenzer Verleger Theisen drei Millionen für ein neues Reiterstandbild spendieren wollte, ging der Kaiserschmarrn los: zwischen den Befürwortern eines „kulturpolitischen Zeitdokuments ohne politische Wertung“ und den Gegnern der „Restauration von Preußens Gloria“. Zwischen der Stadt Koblenz und dem Land Rheinland-Pfalz, das als Besitzer des Deutschen Ecks für die millionenteure Instandsetzung des Granit-Sockels nicht aufkommen wollte. Zwischen Politikern, zwischen Experten, zwischen Bürgerinitiativen. Der Denkmalsponsor ist tot, doch W.I. hat es nach sechs Jahren geschafft.

Er ist ja auch nicht an einem Tag Kaiser geworden. 51 war er schon und noch immer Kronprinz, als ihn die Revolutionäre von 1848/49 ausrufen ließen: „Wir müssen die Aufrührer mit Kartätschen zusammenschießen!“ was ihm den Beinamen „Kartätschenprinz“ eintrug. Er hasste alle Liberalen und alles Demokratische. Später als preußischer König wollte er partout nicht Kaiser werden, bis Bismarck ihn überredete. Doch durfte er sich nicht mal „Kaiser von Deutschland“ sondern nur „deutscher Kaiser“ nennen, um die Fürsten nicht zu vergrätzen.

Mit kriegerischem Prunk, umgeben von Generälen und Offizieren ließ er sich 1871 in Versailles krönen. Das Heer macht den Kaiser, sagten die Römer und W.I. sagte sich, dass der preußische Geist des Militarismus auch Deutschland nicht schaden könnte. Diese Idee in der Volksseele zu verankern, ist ihm zweifellos gelungen. Gibt es noch irgendwelche Zweifel, dass W. I. für uns nie wertvoller war als heute? Ein Kioskverkäufer am Deutschen Eck: „Den brauchen wir hier noch gerade. Jedem Mörder sein Denkmal!“ Bascha Mika

Der Kaiser reitet wieder am Rhein

Wilhelm I. am Deutschen Eck in Koblenz inthronisiert / Wetter politisch korrekt / Nächste Feier schon für kommendes Jahr angedroht

Koblenz (taz) - Es ist wie weiland 1897 bei der ersten Einweihung des Denkmals Kaiser Wilhelm I.: Es schüttet wie aus Kübeln. Stock, Schirm und Hut voran, finden an diesem Samstag morgen dennoch rund 1.000 Unentwegte den Weg zum Deutschen Eck. Wo sich Rhein und Mosel treffen, reitet nach 48 Jahren wieder der Kaiser in Form einer gestifteten Kopie der im Krieg zerstörten Statue, der als „Kartätschenprinz“ 1848 die Revolution in der Pfalz zusammenschießen ließ. Von ein paar toten Demokraten will man sich in Koblenz freilich das Feiern nicht verderben lassen. Oberbürgermeister Willi Hörter hat einen Traum: „Ich wünsche mir“, variiert der Christdemokrat in seiner Ansprache einen Text Tucholskys oder den „gigantischen Tortenaufsatz“, „dass eines Tages ein kleiner Türkenjunge einen amerikanischen Touristen fragt: Soll ich Ihnen mal das Denkmal erklären?“ Da die beiden momentan nicht zur Hand sind, rechtfertigt das Stadtoberhaupt das Projekt nochmals im taktisch klugen Dialekt, bevor Arbeiter schließlich unter den mediokren Klängen des „Fanfarenzug Koblenz/Karthausen“ dem Kaiser die Plastikhaube runternesteln: „Wer et Denkmal sehe will, soll komme; wer et nit sehe will, soll ze Huus blievve, un wer kommt, um sich ze ärjere, dem könne mir o nit helve.“ Beifall.

Kein Zweifel: Koblenz macht hier seine eigene Nummer, ungeachtet der Empfehlung einer Historikerkommission und dem ursprünglichen Widerstand der sozialdemokratischen Landesregierung. 325.000 DM sammelten die Bewohner des größten deutschen Bundeswehr-Stützpunktes für das Denkmal. Sie versprechen sich touristischen Auftrieb. Die Kioskbesitzer am Aussichtspunkt haben denn auch den Kaiser bereits als Zinnpüppchen ihrem Sortiment einverleibt, das Lokal „Joe's Winkel“ bietet Interessierten per „er ist wieder da“-Tafel und Deutschlandflagge einen „Kaiserschoppen“ an.

Dennoch will Koblenz nicht jeden am „Eck“ willkommen heißen - so untersagte die Stadt beispielsweise eine Demonstration der NPD-Jugend. „Vaterlandslose GesellInnen“, die den Denkmalssockel erkletterten und dort symbolisch eine Reichskriegsflagge verbrannten, wurden von der Polizei festgenommen. Ihre roten und schwarzen Fahnen wurden beschlagnahmt, ihre Fahnenstangen zerbrochen, ihre Personalien aufgenommen. Teilweise hatten die Polizisten „brutal“ zugegriffen, klagten die „Vaterlandslosen“, die aber ihrem Motto treu bleiben wollen: „Wir lassen nicht locker - Willi vom Hocker!“

Profit verbuchten die Kaffeebuden, in die das Publikum wegen des sintflutartigen Regens desertierte: Eine Stunde nach Eröffnung des zweitägigen Volksfestes melden die Imbißbuden und Bierbrunnen „Land unter“; ein Organisator räumt hinter vorgehaltener Hand ein, die Sponsoren seien „stinksauer“. Die Tanz- und Trachtengruppen kommen hingegen nicht zum Zug, sie werden bloß ihre Kostüme ruinieren. Darbietungen wie die Moritat vom Deutschen Eck, der Biedermeiertanz der „Altstädter Brunnengemeinschaft“ oder die der „Winniger Winzer-Trachten- und Tanzgruppe“ sollen der Öffentlichkeit gleichwohl nicht vorenthalten bleiben. „Wir treffen uns“, verkündet der Moderator, „nächstes Jahr einfach noch einmal. Dann machen wir im Frühjahr ein Deutsches-Eck- oder Kaiserfest, oder was weiß ich!“ Bernd Neubauer

TAZ vom 27.9.1993

Arbeitsaufträge (M 11a - M 11e):

1. Beschreiben Sie den Aufbau und die Wirkung des Bildes auf Seite 123!
2. Welche Funktionen bzw. Wirkungen hatte das Bild 1897, welche kann es heute haben?
3. Wer war Kaiser Wilhelm? Warum reitet er erneut in Koblenz? Werten Sie bitte dazu die beigefügten Zeitungsartikel aus!
4. Welche Dimensionen des politischen Kitsches hebt Friedländer in seiner Analyse hervor?
5. Selbstverständlich handelt es sich bei dem vorgelegten zweiten Bild um die Fotografie einer Illumination des „Rhein in Flammen“. Nutzen Sie aber Friedländers Ansatz, um die Wirkung und Attraktivität der Postkarte zu erklären!
6. Welche politischen Funktionen könnte der politische Kitsch heute haben?

Kitsch International



The collage consists of three main elements. At the top is a photograph of a woman sitting on a cliff overlooking a river with boats. Below this is a painting of the Lorelei legend, showing a woman with long blonde hair sitting on a cliff overlooking a river, with a boatman in the foreground. To the left of the painting is a piece of paper with Japanese text. To the right is a yellow background with the poem 'The Loreley' and its translation by Mark Twain.

空気が清涼に
暗(なり)、水も
流れろ ラインラ
岩山の角上カ
くろりと光り輝

そこに美人の姿
笠、身に付けて
あめかせぬから
髪をくし上げて

The Loreley

I cannot divine what it meaneth
This haunting nameless pain;
A tale of the bygone ages
Weeps brooding through my brain.
The faint air cools in the gloaming,
And peaceful flows the Rhine,
The thirsty summits are drinking
The sunset's flooding wine.

The loviest maiden is sitting
High-thrones in yon blue air,
Her golden jewels are shining
She combs her golden hair;
She combs with a comb that is golden,
And sings a weird refrain;
That steep in a deadly enchantment
The listener's ravished brain.

The doomed in his drifting shallop
Is tranced with the sad sweet tone,
He sees not the yawning breakers.
He sees but the maid alone,
The pitiless billows engulf him!
So perish sailor and bark,
And this, with her baleful singing,
Is the Loreley's gruesome work.

Translated by Mark Twain

Arbeitsaufträge:

1. Betrachten Sie die beiliegenden Bilder, gehen Sie auf Besonderheiten der jeweiligen Bildangebote ein und bearbeiten Sie dann die Frage: Gibt es eine Internationale des Kitsch?
2. Welche Bild- und Textangebote können universal, also unabhängig von kulturellen Besonderheiten und sprachlichen Schwierigkeiten verstanden werden?
3. Ist es Kitsch oder Massenkultur, was sich in den vorliegenden Bildangeboten wiederfinden lässt? Achten Sie dabei auch auf die schlechte Qualität der Collage und auf mögliche Bild-Text-Bezüge!
4. Sammeln Sie Postkarten und fertigen Sie daraus eine international angelegte Foto-Romanze, Agenten- oder Liebesgeschichte: kitschig, kritisch, was immer!

Alter in Millionen Jahren		K ä n o z o i k u m
0,01 \triangleq 10000	Q Holozän:	Junge Flußablagerungen.
	U	
	A Pleistozän :	Zweiter Gebirgsbildungsvorgang, die Rumpfflächen des Rheinischen Schiefergebirges wurden erneut gehoben. Einschneidung des Rheines. (Während der Hebungsphase kommt es zu Tiefenerosion und während eines Stillstandes zu Seitenerosion. Terrassenbildung: während der Kaltzeiten Aufschotterung; während der Warmzeiten Tiefenerosion.
	R	
	T	
	Ä	
	R	

2,5

T	Pliozän:	Eigentliche Bildung des oberrheinischen Grabens, verbunden mit einer starken Hebung der Randgebirge. Bildung des Mainzer Beckens. Hebung des nördlichen Mainzer Beckens, Senkung des östlichen Teiles von Rheinhessen, der Urrhein, der zuvor quer durch Rheinhessen floß, verlagert sein Flußbett in heutigen Lauf.
E		
R	Miozän:	Tekton. Bewegungen, Entwässerung zur Nordsee, Urrhein u. Urnahe entwickeln sich.
T	Oligozän:	Mulden entlang einer tekton. Schwächezone, in N-S Richtung.
I	Eozän:	Beginn der oberrheinischen Grabenbildung, bis ins Pliozän.
Ä	Paleozän:	Erste Aufwölbung des rheinischen Schildes, in Zusammenhang mit der alpidischen Gebirgsfaltung.
R		

M e s o z o i k u m

Kreide:

Jura:

Trias:

Beginn der alpidischen Gebirgsbildung.

Keuper, Muschelkalk, Buntsandstein. Teilweise Sandsteine am Rande des Oberrheingrabens.

Perm: